

Redaktioneller Beirat:

Dr. Jens Bahns (Kiel), Prof. Dr. Wilfried Brusch (Hamburg),
Prof. Dr. Henning Düwell (Göttingen), Prof. Dr. Gabriele Kasper
(Honolulu), Prof. Dr. Friederike Klippel (München), Priv.-Doz.
Dr. Frank G. Königs (Bochum), Prof. Dr. Claire Kramsch
(Berkeley), Prof. Dr. Gudula List (Köln), Prof. Dr. Manfred
Raupach (Kassel), Dr. Gerhard W. Schnaitmann (Ludwigsburg),
Prof. Dr. Wilfried Stölting-Richert (Oldenburg), Priv.-Doz.
Dr. Helmut J. Vollmer (Osnabrück), Prof. Dr. Günther
Zimmermann (Braunschweig)

Anschrift der Redaktion:

Redaktion ZFF
c/o Prof. Dr. R. S. Baur
Universität GH Essen, FB3
Universitätsstr. 12
D-45117 Essen
Fax (0201) 1 83 37 39

Erscheinungsweise:

jährlich zwei Hefte, Umfang je Heft ca. 120 Seiten

Bezugsbedingungen:

Bezug nur über den Verlag. Der Preis für das Jahresabonnement ist im
Mitgliedsbeitrag der DGFF enthalten. Für Nichtmitglieder beträgt
das Jahresabonnement DM 50,-. Einzelhefte kosten DM 30,-.

ZFF

Zeitschrift für Fremdsprachenforschung

Organ der Deutschen Gesellschaft für Fremdsprachenforschung (DGFF)

herausgegeben von

Prof. Dr. Rupprecht S. Baur (Essen)

Prof. Peter Doyé (Braunschweig)

Dr. Rüdiger Grotjahn (Bochum)

Prof. Dr. Werner Hüllen (Essen)

Priv.-Doz. Dr. Krista Segermann (Dortmund)

1995

Band 6

Heft 1

ISSN 0939-7299

ISBN 3-8196-0369-7

1995 by Universitätsverlag Dr. Norbert Brockmeyer

Uni-Tech-Center, Gebäude MC, 44799 Bochum

© Zeitschrift für Fremdsprachenforschung

Gesamtherstellung: Druck Thiebes GmbH

Altenhagener Str. 99, 58097 Hagen, Tel. (0 23 31) 84 33 92

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

werk-, Curriculum- und Materialentwicklung, Lehrplanarbeit, Lehrerfortbildung.

Die DGFF stellt mit großer Sorge fest, daß die Ausbildung von wissenschaftlichem Nachwuchs in den fremdsprachlichen Fachdisziplinen wegen der mehrmals angesprochenen Doppelqualifikation und aufgrund der herrschenden Bedingungen (mangelnde Ausstattung der fachdidaktischen Professuren mit Wissenschaftlichen Mitarbeitern; verringerte Einstellung von jungen Lehrern seit vielen Jahren) außerordentlich erschwert wird. Eine wissenschaftliche, der Professionalisierung verpflichtete Lehrerausbildung, zu deren unabdingbaren Teilen ein ausgebauter fachdidaktischer Studiengang gehört, kann nur von theoretisch und praktisch umfassend qualifizierten Hochschullehrern durchgeführt werden. Sowohl für die Qualitätssteigerung in Lehre und Forschung als auch für eine Weiterentwicklung der fremdsprachlichen Fachdidaktiken sind deshalb **gezielte Maßnahmen der Kultus- und Wissenschaftsministerien aller Bundesländer zur Sicherung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Fremdsprachendidaktik** notwendig:

1. Angemessene **Ausstattung der fachdidaktischen Professuren mit Mittelbaustellen zur Nachwuchsförderung;**
2. Schaffung von Möglichkeiten zur **zeitweiligen Freistellung aus dem Universitätsdienst** für Angehörige des **akademischen Mittelbaus** zum Zweck des Erwerbs von **Schulerfahrung;**
3. Einrichtung von „**Abordnungsstellen**“ für **praktizierende Lehrer an die Hochschulen** in allen Bundesländern zum Zweck der wissenschaftlichen Weiterqualifizierung in der Fachdidaktik (Promotion bzw. Habilitation) nach Maßgabe der bestehenden Möglichkeiten bzw. individuellen Voraussetzungen;
4. Teilbeurlaubung von jüngeren Lehrern und Lehrerinnen aus dem Schuldienst zum Zweck der **Promotion** in der Fachdidaktik mit erheblicher Reduktion der Unterrichtspflichtzeit für eine Dauer von (in der Regel) zwei Jahren;
5. **Teilbeurlaubung von promovierten „Studienräten im Hochschuldienst“** zum Zweck einer fachdidaktisch ausgerichteten **Habilitation** mit Ermäßigung der Lehrverpflichtung auf bis zu 4 SWS für eine begrenzte Dauer (etwa bis zu 6 Semestern).

Für die DGFF

Wolfgang Zydati
1. Vorsitzender

Friederike Klippel
Mitglied des Beirats

Affektive Faktoren im Kontext der Psychogenese der unmittelbaren Vor- und Nach-Aussiedlungsphase: der gesteuerte Deutscherwerb erwachsener Aussiedlerinnen und Aussiedler aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion

Valentina Oxen*

This research deals with problems of psychogenesis by immigrants, known in Germany as 'resettlers'. They reimmigrate to Germany having spent about two hundred years in Russia, and need to be integrated here. On the basis of findings (interviews and figures) some conclusions can be drawn about their feelings, emotions and mental perceptions in connection with the reimmigration. This knowledge has to be interpreted in the context of the German language course which adult learners visit in the first year of their stay in Germany. This interpretation is important, because the various emotional factors influence the successful integration of adults during their learning process.

Es ist unglaublich, wieviel Kraft die Seele dem Körper zu leihen vermag.
Wilhelm von Humboldt

1. Die Untersuchung

1.1. Einleitung

Die Europa 1995 kennzeichnende geographische Mobilität von Menschen ist die Folge eines weltpolitischen Spannungsfeldes, zu dessen Erscheinungsformen unter anderem die Aussiedlung Deutschstämmiger aus den osteuropäischen Ländern gehört. Allein im Jahre 1994 sind 222.591 Aussiedlerinnen und Aussiedler nach Deutschland gekommen, 213.214 davon aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion (Info-Dienst, 1995, S. 2). Entsprechend dem im Dezember 1992 verabschiedeten Kriegsfolgebereinigungsgesetz können auch in der Zukunft jährlich bis zu 225.000 Deutschstämmige aufgenommen werden (Wir spezial, 1993, S. 16). Deshalb müssen für diese Zielgruppe langfristige Integrationskonzepte entwickelt werden, um die weiterhin anstehenden Aufgaben und Probleme dieser Zuwanderer zu lösen.

* **Korrespondenzadresse:** Dr. V. Oxen, Trelder Weg 2c, 21079 Hamburg.
Die Autorin dankt der Redaktion von ZFF und deren anonymen Gutachtern für die kritische Durchsicht des Manuskripts und die zahlreichen Verbesserungsvorschläge.

Auch die vorliegende Arbeit (die einen Teil des an der Universität Hamburg im Rahmen des Hochschulsonderprogramms II durchgeführten Projekts darstellt) versucht, sich mit integrationsrelevanten Problemen erwachsener Aussiedlerinnen und Aussiedler aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion auseinanderzusetzen. Sie widmet sich vor allem der Bedeutung der Psychogenese im Verlauf der unmittelbaren Phase vor und nach der Aussiedlung, mit dem Schwerpunkt Deutsch-als-Zweitsprache-Unterricht im Rahmen des sechsmonatigen Sprachlehrgangs im Aufnahmeland.

Unter Psychogenese wird dabei „Entstehen bzw. Entwicklung des Seelenlebens“ verstanden (Dorsch, Bergius & Ries, 1982, S. 518). Individuelle psychische Erlebnisse, Wahrnehmungen und Gefühle von Aussiedlerinnen und Aussiedlern bilden affektive Faktoren, die den Prozeß und das Gelingen des Vorhabens beeinflussen können. Während Selbstvertrauen, innere Stärke, Zuversicht und die daraus resultierende Bereitschaft, sich den Schwierigkeiten zu stellen, eine zweifelsohne positive Auswirkung auf das Erreichen des gesetzten Ziels ausüben (erinnern wir uns an die nicht zu unterschätzende Bedeutung des positiven Denkens als Therapiemethode bei der Behandlung zahlreicher Krankheiten oder als Motivationsfaktor im Leistungssport), hat z.B. Frustration oder eine ablehnende Einstellung zum Aufnahmeland und dessen Bewohnern das Entstehen von Ohnmachtsgefühlen, Hoffnungs- und Hilflosigkeit zur Folge. Der Zusammenhang zwischen Einstellung und dem zu verzeichnenden Erfolg wird häufig beim Fremdsprachenlernen beobachtet. Nicht selten können Lehrer feststellen, daß Lerner, die positive Gefühle mit einer Sprachlernsituation verbinden, schneller und leichter lernen als Lerner ohne solche Einstellungen (vgl. Gardner & Lambert, 1959).

1.2. Problemstellung

Es besteht seit langem Konsens darüber, wie wichtig die psychosoziale Situation der Angehörigen jeder Migrantengruppe für deren Eingliederungsprozeß im Aufnahmeland ist. Um diese Situation realitätsadäquat zu beschreiben und den Betroffenen Hilfsmaßnahmen bzw. Hilfe zur Selbsthilfe anbieten zu können, befaßt sich die Forschung mit den Phasen der Migration und geht auf die für die verschiedenen Aufenthaltsphasen „typischen“ Gefühle und Empfindungen ein. In den meisten Publikationen, die sich mit erwachsenen Aussiedlerinnen und Aussiedlern befassen, wird in der Regel von Übereinstimmung oder Ähnlichkeit ihrer psychosozialen Situation mit anderen Migrantengruppen wie z.B. ausländischen Arbeitnehmern, Kontingentflüchtlingen oder politischen Flüchtlingen in Deutschland

ausgegangen, und es werden entsprechende Schlußfolgerungen bezüglich Anpassungschancen gezogen (Auernheimer, 1990, S. 63).

Als dominantes Gefühl der unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase erweist sich nach Meinung zahlreicher Verfasserinnen und Verfasser eine sich überschäumende Freude bis hin zur Euphorie, „es tatsächlich geschafft zu haben, angekommen zu sein in dem Land, von dem man schon seit Jahrzehnten geträumt hat“ (Malchow, Tayebi & Brand, 1990, S. 66; vgl. Kroner, 1982, S. 46; Aussiedler Monitor, 1990, S. 239). Allerdings sind sich die Forscher in der Frage nicht einig, wie lange dieser Zustand der „äußerst gehobenen Stimmung, begleitet von einem Gefühl des Wohlbefindens, der nicht unbedingt mit den Umweltverhältnissen in Einklang steht“ (Arnold, Eysenck & Meili, 1980, S. 531) im Aufnahmeland währt. Ist er von kurzer Dauer und wird unter der Last der harten Realität unvermeidlich von auftretender Ernüchterung bzw. sogar tiefen Depressionen (Malchow et al., 1990, S. 35) abgelöst? Oder bleibt der Optimismus der Betroffenen weiterhin erhalten (Aussiedler Monitor, 1990, S. 239), da das Verhalten vieler Aussiedlerinnen und Aussiedler von Festhalten an Mythen gekennzeichnet ist, ein Umstand, der sich nach Auffassung einiger Forscher dadurch erklären läßt, daß „stark verinnerlichte Werte und Haltungen enttäuschungsfest sind“ (Behrman, 1982, S. 83).

Diese Meinungen spiegeln m.E. die Bemühungen wider, eine nicht zu übersehende positive Einstellung der Mehrheit erwachsener Mitglieder der Zielgruppe zum Aufnahmeland zu begründen. Allerdings scheint die Art und Weise der Darstellung von Wahrnehmungen und Gefühlen der AussiedlerInnen in der einschlägigen Literatur unvollständig und vereinfacht zu sein, da dabei auf die Besonderheiten der Gruppe in der Regel wenig eingegangen wird. Gemeint ist vor allem die große Heterogenität der Gesamtgruppe „Aussiedlerinnen und Aussiedler“, denn es gibt nicht den Prototyp des Aussiedlers oder der Aussiedlerin schlechthin (Kraushaar-Hoffmann, 1992, S. 73). Bedeutend sind die Unterschiede, die sich aus dem Herkunftsland bzw. der Herkunftsregion, der Stadt/Land-Relation ergeben, und wo die zum Vorschein kommenden generations-, geschlechts- oder bildungsbedingten Differenzen in empirischen Untersuchungen zuweilen wenig beachtet bleiben. Dies gilt vor allem für Deutschstämmige aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion – heute zahlenmäßig die größte Gruppe im Rahmen der Aussiedlerbewegung in den Aufnahmelagern (Info-Dienst, 1995, S. 2) und im Deutschsprachkurs.

Des weiteren werden bei der Analyse des als „Euphorie“ bzw. „zwanghafter Optimismus“ bezeichneten Zustands der AussiedlerInnen in der unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase m.E. die jüngsten Erkenntnisse der Sozial- und neueren Kognitiven Psychologie kaum beachtet, und dementsprechend wird die in den

letzten Jahren in der Betrachtung menschlichen Denkens und Wahrnehmens vollzogene „Wende“, wonach Illusionen nicht mehr als fragwürdiges „Privileg“ psychisch gestörter Menschen, sondern als zu begrüßender Normalfall interpretiert werden, nicht berücksichtigt (vgl. Ernst, 1989, S. 22). Eine solche Ignoranz neuer Erkenntnisse wirkt sich zum Teil negativ auf die Beratungs- und Betreuungsempfehlungen im psychosozialen und pädagogischen Bereich für die Zielgruppe der AussiedlerInnen aus.

Im Unterschied zur unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase wird die Phase direkt vor der Aussiedlung im Herkunftsland in der einschlägigen Literatur m.E. in der Regel vernachlässigt. Es fehlt oft der Bezug auf die sich in den letzten Jahren in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion sehr unterschiedlich gestaltenden Existenz- und Aussiedlungsbedingungen bzw. -voraussetzungen, welche die ohnehin bestehende Heterogenität der Zielgruppe vergrößern. Als ungenügend erweist sich auch die Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Situation einer sich im politischen, wirtschaftlichen und ideologischen Wandel befindenden Gesellschaft der Post-Perestrojka. Vermutlich wirken sich die aktuellen oft widersprüchlichen Erlebnisse und Erfahrungen, die von den Betroffenen in ihren Herkunftsregionen gemacht werden, auf ihre Wahrnehmungen, Gefühle und Empfindungen aus, beeinflussen ihre Entscheidungen, praktische Vorgehensweisen und Zukunftsvorstellungen, spiegeln sich in der einen oder anderen Art und Weise im Eingliederungsprozeß in Deutschland wider.

Auf die Wichtigkeit der Prämigrationsphase für den Gesamtverlauf der Migration bezogen auf die Gruppe politischer Flüchtlinge in Deutschland wurde von SozialforscherInnen und PsychologInnen im Zusammenhang mit dem prozeßhaften Charakter dieses Phänomens mehrmals hingewiesen (Kürsat-Ahlers, 1992, S. 107). Ausschlaggebend zeigt sich dabei die sich bietende Möglichkeit, „ein besseres Verständnis für die Soziodynamik der Figuration – der Interdependenz – zwischen der Aufnahmegesellschaft und Zuwandererminderheiten“ zu erreichen (ebd.). Das erlaubt seinerseits einen tieferen Einblick in die Wandlungen im psychischen Haushalt von Migrantinnen und Migranten, da die gegenwärtigen Probleme durchaus von der Vorfluchtphase, der Flucht selbst oder von der Exilsituation stammen können (vgl. Mehari, 1994, S. 42).

Dieses im Bereich der Migrantenforschung in der Regel übliche dreistufige Phasenunterteilungsschema (die Vorflucht-, die Fluchtphase und die eigentliche Exilperiode) wäre bezogen auf die Adressatengruppe von AussiedlerInnen und Aussiedlern m.E. kaum realitätsadäquat. Während die Flucht aus dem Herkunftsland für politisch Verfolgte meist zahlreiche Gefahren, Entbehrungen und menschliche Tragödien in sich birgt, gestaltet sich der eigentliche Zeitpunkt der Aussiedlung für Deutschstämmige aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion

heutzutage um vieles problemloser. Zwar sind in der Vor-Aussiedlungsphase im Herkunftsland der Aufwand an Mühe und organisatorischem Talent sowie finanzielle Ausgaben bedingt durch das wirtschaftliche Desaster im Land im Vergleich zu früher sogar größer geworden, doch der etwa drei Stunden dauernde Flug „zurück in die Zukunft“ stellt eine zwar etwas ermüdende, aber keinesfalls lebensgefährliche Prozedur dar. Dieser Umstand spricht nach meiner Auffassung eher für die Relevanz der hier vorgeschlagenen Phaseneinteilung in die unmittelbare Vor- und Nach-Aussiedlung.

1.3. Hypothesen

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wurden folgende Hypothesen aufgestellt:

1. Es ist zu erwarten, daß sowohl im „Gefühlsbild“ erwachsener Aussiedlungswilliger in der unmittelbaren Vor-Aussiedlungsphase im Herkunftsland als auch in den Wahrnehmungen und Gefühlen der bereits ausgesiedelten Deutschstämmigen in der unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase im Aufnahmeland eine meist positiv gefärbte Psychogenese des Aussiedlungsverlaufs zu beobachten ist, wobei die Ausdrucksstärke der positiven Komponenten generations- und geschlechtsspezifisch variieren könnte. Hierbei wird vorausgesetzt, daß der Bildungsgrad, die Stadt/Land-Relation und die Herkunftsregionen der Betroffenen von Bedeutung sind. Die Gründe für eine solche zu erwartende positive Psychogenese sind im Herkunfts- und im Aufnahmeland zu suchen und lassen sich nur unter Heranziehung historischer, rechtlicher, sprachlicher und kultureller Aspekte erklären.
2. Es ist anzunehmen, daß die erwartete unterschiedlich stark ausgeprägte positive Tendenz in beiden Aussiedlungsphasen entgegen den gegenwärtig bestehenden Behauptungen kaum als Euphorie bezeichnet werden kann, sondern viel eher den Charakter einer von erwachsenen AussiedlerInnen und Aussiedlern (un)bewußt aufrechterhaltenen „gesunden“ Illusion trägt (vgl. Ernst, 1989, S. 27) und im Integrationsprozeß der Betroffenen die Funktion einer der Bewältigungsstrategien übernimmt.
3. Darüberhinaus kann davon ausgegangen werden, daß die (Miß)Erfolge im Verlauf des in der unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase stattfindenden Deutschlehrgangs das Gleichgewicht der Komponenten im „Gefühlsbild“ erwachsener KursteilnehmerInnen wesentlich beeinflussen. Dies ist auf das Gefühl der (Un)Überschaubarkeit zurückzuführen (vgl. Collatz, 1992, S. 43), das in der einschlägigen Literatur auch unter der Bezeichnung „Kontrollillusion“

auftritt und den Glauben des einzelnen an die eigenen Fähigkeiten, die Ereignisse „im Griff zu haben“ wiedergibt (vgl. Ernst, 1989, S. 25).

Die Kenntnis der Psychogenese erwachsener deutschstämmiger AussiedlerInnen – aus unterschiedlichen Forschungsperspektiven heraus betrachtet – ermöglicht m.E. die Evaluierung des eventuell vorhandenen Spezifikums dieser Zielgruppe im Rahmen der Migrantenbewegung in Deutschland und vermittelt dem praktisch tätigen Deutsch-als-Zweitsprache-Lehrer das für die Lerndiagnostik und Lerntherapie wichtige Hintergrundwissen. Die Auseinandersetzung mit der Frage der Belastungswahrnehmung durch erwachsene AussiedlerInnen und der von ihnen favorisierten Streßbewältigungsstrategien ist unter anderem für die praktische Unterrichts- und Sozialarbeit im Deutschlehrgang als grundlegend anzusehen. Sie erlaubt, die Frage der Funktionalität des Deutschsprachkurses neu aufzuwerfen und fordert zur kritischen Betrachtung des heute in diesem Bereich existierenden Unterrichtsalltags auf.

1. 4. Operationalisierung

(a) *Quantitative Vorgehensweise*

Die Datenerhebung erfolgte in den Aufnahmelagern „Friedland“ (Baden-Württemberg) und „Schönberg-Holm“ (Schleswig-Holstein) sowie an einer Sprachschule mit privatem Bildungsträger in Hamburg, die seit Jahren Deutschlehrgänge für AussiedlerInnen anbietet und durchführt. Die Gesamtzahl der Befragten betrug 210. Neunundsiebzig davon beteiligten sich an der Befragung in den Aufnahmelagern in der ersten Woche nach ihrem Eintreffen in Deutschland. Die restlichen 131 repräsentieren die Population von drei weiteren Erhebungszeitpunkten: kurz nach dem Beginn des Deutschlehrgangs (Aufenthaltsdauer in Deutschland zwischen drei und fünf Monaten); drei Monate nach dem Beginn des Sprachkurses; eine Woche vor dem Abschluß des sechsmonatigen Deutschsprachkurses. Beim zweiten und dritten Befragungstermin an der Sprachschule hat sich die Zahl der Informanten um insgesamt acht KursteilnehmerInnen, die aus unterschiedlichen Gründen den Kurs verließen, vermindert.

Die Vorgehensweise stellte die Kombination von quantitativen und qualitativen Ansätzen dar, wobei die quantitative Datenerhebung mit Hilfe des Fragebogens (siehe Anhang) erfolgte und im Mittelpunkt der qualitativen das narrative Interview stand. Zwar sind diese Untersuchungsmethoden verglichen mit komplizierten und genaueren physiologischen Messungen emotionaler Prozesse im Labor kaum frei von Bedenken. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang in erster Linie die Tendenz der Informanten und Informantinnen zu einer positiven Selbstdarstel-

lung sowie die nicht auszuschließende Gefahr der Gefälligkeitsantworten. Vor allem werden auf solche Weise nicht objektive Gegebenheiten (Gefühle, Empfindungen und Wahrnehmungen), sondern die jeweilige subjektive emotionale Erfahrung erfaßt. Trotzdem haben die bisher durchgeführten Studien gezeigt, daß auf solche Weise durchaus wichtige Informationen und Daten gewonnen werden können (vgl. Wallbot & Scherer, 1989, S. 42).

Eine weitere Schwierigkeit im Verlauf der Untersuchung bestand darin, daß einige der Befragten auf die Aufforderung hin, ihre Empfindungen zu artikulieren, offen zugaben, sich kaum jemals Gedanken darüber gemacht zu haben, bzw. die Bitte als ungewohnt und am Anfang etwas unangenehm empfanden, da man sich vor „Fremden“ offenbaren mußte. Um die Situation für die Befragten in dieser Hinsicht erträglicher zu machen und gleichzeitig Verzerrungs- und Verfälschungseffekte im Rahmen der Fragebogenaktion möglichst zu minimieren, wurde den Informanten absolute Anonymität zugesichert.

Der Fragebogen enthielt neben üblichen demographischen Fragen auch Einschätzungsfragen. Die Befragten sollten dabei auf einer Skala angeben, ob sie das eine oder andere Gefühl, diese oder jene Wahrnehmung bei sich registriert haben und wie hoch sie die Intensität der festgestellten Empfindungen einschätzen. Die eventuellen Antwortvarianten wurden in Form einer Liste angeboten. Für die Informanten bestand gleichzeitig die Möglichkeit, eigene Ergänzungen vorzunehmen.

Ausgehend von der Heterogenität der Zielgruppe wurden die Informantenangaben nach folgenden Untergruppen ausgewertet: generations- und geschlechtsspezifisch, differenziert nach Stadt/Land-Relation und Herkunftsregion. Die größte Unterteilung weisen dabei vier Informantenaltersgruppen von achtzehn bis über sechzig Jahre. Eine solche feingliedrige Einteilung in geschlechtsdifferenzierte Altersgruppen hatte zum Ziel, das Untersuchungsnetz möglichst eng zu halten. Die Unterteilung nach Stadt/Land-Relation und Aussiedlungsland, wie z.B. Kasachstan, Rußland, Tadschikistan, ist durch die unterschiedliche politische, wirtschaftliche und psychosoziale Situation und dementsprechend auf eventuell variierende Aussiedlungsbeweggründe, Wahrnehmungen und Empfindungen der Deutschstämmigen in den genannten Wohnsiedlungen bzw. den organisierten Menschengemeinschaften zurückzuführen.

Die am Anfang beabsichtigte Unterteilung in Bildungsgrade erwies sich im Untersuchungsverlauf als nicht realisierbar, da die Mehrheit der Befragten aus handwerklichen Berufen kam und die Zahl der AkademikerInnen niedrig ausfiel. Eine Beschäftigung mit der Frage des eventuellen Einflusses der Bildungsfaktoren auf den Verlauf der kulturellen und sprachlichen Integration im Aufnahmeland wäre vor dem Hintergrund der Ziele und Aufgaben der Fremdsprachenforschung

von Vorteil, da dadurch neben wissenschaftlichen auch praktische, auf die Zielgruppe bezogene Unterrichtserkenntnisse gewonnen werden könnten.

Die in den Fragebogenstatements enthaltenen Aussagen und Äußerungen wurden entsprechend den Anforderungen einer computergerechten Datenbearbeitung gekürzt und stellen (präsentiert in Form von Items) die inhaltliche Quintessenz der entsprechenden Statements dar. Dies bezieht sich sowohl auf die Befragungen in den Aufnahmelagern als auch an der Sprachschule. Hier bilden die Statements des Fragebogens eine zum Teil auf die Nach-Aussiedlungsphase abgestimmte inhaltliche Weiterentwicklung von Aussagen und Behauptungen der Zeit vor der Aussiedlung. Auf solche Weise lassen sich z.B. Parallelen zwischen den Items „Richtigkeit der Entscheidung“, „Deutschland als Wunderland“, „Hoffnung und Zuversicht“ und „Innerlich bereit zum Kämpfen“ aus der Nach-Aussiedlungsphase zu den Items aus der Vor-Aussiedlungsphase wie „Hoffnung“, „Zufriedenheit“, „Zuversicht“, „Glücksgefühl“ und „Freude“ ziehen. Bei den Items „Hoffnung und Zuversicht“ und „Unsicherheit und Angst“ aus der Vor-Phase konnte die Formulierung behalten werden. Im Statement „Unsicherheit und Angst“, das zur Wiedergabe von Migrationsstreß dienen sollte, wird die Dynamik mit Hilfe des Verbs „wachsen“ zum Ausdruck gebracht.

Die in der Vor-Phase als negativ einzustufenden Items „Gleichgültigkeit“, „Schmerz“ und „Trauer“ finden ihre inhaltliche Entwicklung in der Nach-Phase in entsprechenden Items wie „Reue über die Ausreise“, „müde und kraftlos“. Im Gegensatz zu den angeführten für die beiden Phasen inhaltlich gemeinsamen oder zumindest ähnlichen Items sind die folgenden wie „Heimatgefühl“, „Einsamkeit“, „Deutsch lernen“ und „Geld verdienen“ ausschließlich in der Nach-Phase präsent. Während es bei den ersten beiden darum geht, das Vorhandensein des Gefühls des Sich-heimisch-Fühlens im Aufnahmeland zu registrieren, betreffen die zwei weiteren Items die Motivation der Informanten im sprachlich-schulischen bzw. eventuellen künftigen Erwerbs-Bereich. Die befragten DeutschkursteilnehmerInnen wurden gebeten, sich über womöglich vorhandene Lernschwierigkeiten zu äußern. Die dabei gewonnenen Angaben wurden bei der Interpretation des Items „Angst wächst“, „Reue über die Ausreise“, „müde und kraftlos“ berücksichtigt. Alle quantitativ gewonnenen Daten wurden in Form von prozentualen Häufigkeitsdiagrammen dargestellt. Da die Vorstellung der Gesamtzahl von Diagrammen den Rahmen der Publikation gesprengt hätte, beschränkt sich die Präsentation auf einige exemplarisch ausgewählte Beispiele.

Im Verlauf der Befragung in den Aufnahmelagern ist die Autorin wiederholt damit konfrontiert worden, daß sich erwachsene Mitglieder einiger Mehrgenerationenfamilien nicht bereit zeigten, den Fragebogen jede(r) für sich auszufüllen. Diese Aufgabe übernahm dann stellvertretend für alle entweder der älteste oder

der am meisten Geachtete unter den männlichen Familienangehörigen. Allerdings wurden die Fragen des Fragebogens von allen Erwachsenen innerhalb der Familie diskutiert und zwei bzw. drei Meinungen eingetragen, falls Meinungsübereinstimmung nicht erreicht werden konnte. In der Regel handelte es sich bei diesen Familien um EinwohnerInnen ländlicher Gebiete, und nicht selten waren es AnhängerInnen der religiösen Gemeinde der Mennoniten oder MitgliederInnen derjenigen Sekten, bei denen patriarchalische Tendenzen besonders stark ausgeprägt sind. Bei der quantitativen Auswertung der Daten wurde nach dem Prinzip „eins zu eins“ vorgegangen, und dies trotz der im Vergleich zur vorliegenden Fragebogenmenge *de facto* größeren Informantenzahl.

(b) Qualitative Vorgehensweise

Wie bereits am Anfang angemerkt, wurde bei der Untersuchung neben dem quantitativen Ansatz auch ein subjektorientierter qualitativer Ansatz in Form vom narrativen Interview gewählt. Die Gesamtzahl der durchgeführten Interviews betrug neunundvierzig. Die Interview-Ablaufregeln bestanden hauptsächlich daraus, eine Frage nach den Gefühlen, Wahrnehmungen und Empfindungen in der Vor- und Nach-Aussiedlungsphase zu stellen und die interviewte Person aussprechen zu lassen. Das Interview trug dabei in der Regel den Charakter einer monolog-ähnlichen Äußerung des Befragten mit dem meist breit angelegten Spektrum von unterschiedlichen Erlebnissen im Herkunfts- und Aufnahmeland. Zwischenfragen von der Interviewerin wurden bewußt eingeschränkt, um den Eindruck eines gezielten „Ausfragens“ nach Möglichkeit zu vermeiden. Jedes Interview wurde unmittelbar nach seinem Ende anhand der von der Autorin im Interviewverlauf gemachten Notizen protokolliert. Die in solchen Fällen in der Regel üblichen Tonbandmitschnitte konnten nicht gemacht werden, da sich die Informanten strikt dagegen ausgesprochen haben.

Die Autorin erklärt sich dies durch „das generell gewachsene Mißtrauen der AussiedlerInnen gegenüber Formularen und Befragungen“ (Dembon, Hoffmeister & Ingenhorst, 1994, S. 52; vgl. Dietz & Hilkes, 1994, S. 11) und die unter den Betroffenen verbreitete Auffassung von einem verminderten Anonymitätsgrad solcher Aufzeichnungen. Auch ist sich die Autorin dessen bewußt, daß die Aussagen und Äußerungen der InformantInnen dadurch an Authentizität eingebüßt haben, da der authentische Satzbau der Befragten zumeist in der sprachlichen Interpretation der Autorin wiedergegeben und auch der Stimmklang bei der Auswertung kaum mitberücksichtigt werden konnte. Trotz der erwähnten Mängel ermöglichten die durchgeführten Interviews ein tieferes Verständnis des anhand des

Fragebogens erzielten Ergebnisses. Dies bezweckten auch das Assoziationsverfahren und das „Verfahren der freien Beschreibung“.

Das Verfahren der freien Beschreibung stellt eine der Vorgehensweisen dar, bei der die Selbstbeschreibung in Statementform, im Interview oder in der Aufsatzform verwirklicht wird (vgl. Gordon & Gergen, 1968). Die als InformantInnen fungierten KursteilnehmerInnen des Deutschlehrgangs wurden gebeten, Aufsätze zu solchen Themen wie „Wo befinde ich mich jetzt auf meinem Lebensweg?“ bzw. „Was bin ich jetzt?“, „Meine Zukunftsvorstellungen in Deutschland“, „Was ist für mich Glück?“ zu schreiben. Dabei konnten sich erwachsene Aussiedlerinnen und Aussiedler über eigene Pläne, Erwartungen und Enttäuschungen, Hoffnungen und Vorhaben äußern, über ihre Gefühle im Zusammenhang mit der durch Aussiedlung geänderten beruflichen und sozialen Situation sprechen oder die erste Bilanz des Aufenthalts in Deutschland ziehen bzw. versuchen, unter zahlreichen Aufgaben beim Existenzaufbau in der neuen Heimat gewisse Prioritäten zu setzen. Im Unterschied zur üblichen Vorgehensweise, bei welcher eine Zeitbegrenzung bei Antworten auf eine bestimmte Zahl von Minuten (in der Regel sechs bis sieben) praktiziert wird, stand den InformantInnen eine Unterrichtseinheit von 45 Minuten zur Verfügung. Dies erlaubte ihnen nicht nur, sich sprachlich besser zu konzentrieren, sondern auch die Angaben über eigene Empfindungen und Gefühle bewußter zu machen. Im Kontext der Untersuchung wurde die vorgenommene verlängerte Dauer der Befragung dadurch gerechtfertigt, daß es hier weniger auf die Spontaneität der Äußerungen als auf deren Reliabilität ankam.

Der Faktor „Spontaneität“ spielte dagegen eine wichtige Rolle bei der Datenerhebung mit Hilfe des Assoziationsverfahrens. Als Assoziationen wurden dabei diejenigen Begriffe angesehen, die den InformantInnen auf einen Stimulusbegriff hin spontan einfielen (vgl. Lamnek, 1989, S. 190). Im Rahmen der Untersuchung wurde das Assoziationsverfahren bei der Ermittlung des Deutschlandbildes eingesetzt.

Die mit Hilfe des qualitativen Verfahrens erzielten Befragungsergebnisse werden bei der Diskussion der entsprechenden Schwerpunkte im Kontext der quantitativen Befunde mitberücksichtigt, so daß der jeweilige von der Autorin vertretene Standpunkt das Resultat einer „kombinierten“ Betrachtungsweise darstellt.

(c) Zur Sprache der Datenerhebung, Validität der Befragungsinstrumente und Retrospektivitätserscheinung

Als Sprache der Datenerhebung fungierte in den Aufnahmelagern (Vor-Aussiedlungsphase) überwiegend Russisch. Dies war dadurch bedingt, daß Kenntnisse des Hochdeutschen entweder fehlten oder der Kenntnisstand für eine Befragung in der Regel noch nicht ausreichend war. Die Befragung in dem die Nach-Aussiedlungsphase betreffenden Untersuchungsabschnitt an der Sprachschule wurde in zwei Sprachen – Russisch und Deutsch – durchgeführt, wobei die Entscheidung für die eine oder andere Sprache den InformantInnen überlassen wurde. Während der dritten Befragungsetappe (eine Woche vor dem Abschluß des sechsmonatigen Deutschlehrgangs) haben die meisten Informanten das Deutsche bereits dem Russischen vorgezogen. Deutsch war auch die alleinige Sprache beim oben bereits erwähnten Assoziationsverfahren und dem Verfahren der freien Beschreibung.

Um bei solchen, im Bereich der Migrantenforschung liegenden Untersuchungen eine (annähernd) gleiche Validität der Befragungsinstrumente in unterschiedlichen sprachlichen Kontexten (Russisch und in viel geringerem Maße Deutsch als die Sprachen der Befragung einerseits, Deutsch als Instrument der Auswertung andererseits) gewährleisten zu können, wurde vor allem das Verfahren der Hin- und „blinden“ Rückübersetzung angewandt (vgl. Esser, 1985). Ferner wurde mit Hilfe von Wörterbüchern (Dal', 1978; Duden, 1976; Leping, Lochovič & Strachova, 1962; Mackensen, 1986; Ožegov, 1975; Wahrig, 1980) der Vergleich der lexikalischen Äquivalenz jener Begriffe vorgenommen, zu denen eine Stellungnahme der Informantinnen erforderlich war. Im Prozeß dieses Vergleichs ist festgestellt worden, daß viele von den hier verwendeten Begriffen, die Empfindungen und Gefühle ausdrücken (wie z.B. „Angst“, „Zufriedenheit“, „Hoffnung“, „Trauer“, „Freude“), in den hier verwendeten Sprachen Russisch und Deutsch eine sehr ähnliche Bedeutung ausweisen. Vermutlich läßt sich diese Sinnverwandtschaft zum Teil durch die anhand der zahlreichen Untersuchungen belegte Universalität von menschlichen Emotionen und deren Ausdruck erklären, was sicherlich den eventuellen „überformenden“ Einfluß der Kultur mit ihren Normen und Regeln nicht ausschließt (vgl. Wallbott & Scherer, 1989, S. 47). Solche unterschiedlichen kulturell bedingten Verhaltensmuster dürfen in den zu vergleichenden Kulturen und Sprachen nicht unbeachtet bleiben.

Sie lassen sich hier am Beispiel des Begriffs „Freude“ demonstrieren. Zwar wird in den beiden Kulturen und Sprachen unter „Freude“ ein „alle seelischen Bereiche durchdringendes Gefühlserlebnis der Daseinserweiterung“, der Hochstimmung und der inneren Heiterkeit mit den Hauptindikatoren Lachen und Lächeln

cheln verstanden (Dorsch et al., 1982, S. 225), die Differenzen sind aber in der Funktion dieser Indikatoren im Rahmen des nonverbalen Kommunikationsprozesses der Menschen aus unterschiedlichen Kulturen zu suchen. Es ist z.B. bei Russen allgemein nicht üblich, im Dienst (als Zoll- oder Postbeamter, VerkäuferIn, RezeptionistIn, Hotelier, Sprechstundenhilfe u.s.w.) den Mitmenschen zuzulächeln (Sternin, 1992, S. 55). Während Freundlichkeit zu den Pflichten der Beschäftigten im Dienstleistungsgewerbe gehört, könnte das Lächeln als Unseriosität oder sogar Leichtsinnigkeit bei der Pflichterfüllung gewertet werden. Dasselbe gilt auch für alle Situationen, wo ernsthaft gearbeitet werden soll: in der Schule und Hochschule genauso wie im Büro. Im Prozeß der sozialen Kommunikation in Deutschland wird dagegen die durch Lächeln unterstützte Freundlichkeit als eine willkommene Ergänzung betrachtet.

Bei der Befragung und Interpretation der Ergebnisse war es wichtig, kulturspezifisch bedingte Unterschiede auch auf dem Gebiet der menschlichen Beziehungen nicht außer acht zu lassen. Es handelte sich dabei um solche Begriffe wie „Freund(in)“ und „Bekannte(r)“. Während im Deutschen die Bedeutung eines intensiven Miteinander-vertraut-seins im gleichen Maße die Ebene einer intimen Beziehung einschließt („Freund als Kumpel“, „Freund als Geliebter bzw. Lebensgefährte“), ist die Komponente der Intimität der Beziehung im Russischen zwar auch vorhanden, befindet sich aber auf der Peripherie der Bedeutung. Solche Komponenten wie „Partei- und Geschäftsfreund“ fehlen dabei im Russischen gänzlich. Die Vernachlässigung dieser und ähnlicher Unterschiede könnte dazu führen, daß qualitativ bedingte Differenzen lediglich auf der quantitativen Ebene interpretiert werden.

Hinzuweisen ist auch darauf, daß es bei der Untersuchung in den Aufnahmelagern (bezogen auf die Vor-Aussiedlungsphase) um eine erinnerte Vergangenheit aus der Sicht der heutigen Situation ging, d.h. um retrospektiv ermittelte Daten. Die Ambivalenz der retrospektiv gewonnenen Angaben besteht darin, daß bei den auf die Gedächtnisinhalte zurückgehenden Daten eine gewisse Gefahr der ungenauen Wiedergabe von früheren Empfindungen, Wahrnehmungen und Gefühlen existiert, des Vorhandenseins einer aus zeitlicher Perspektive heraus später liegenden und bewußt oder unbewußt vorgenommenen Bewertung des Erlebten. Davon ausgehend, daß es Evaluationskriterien (im Sinne der Priorität der objektiven Belegbarkeit vor der Deutung) in der Biographieforschung genauso wenig wie Objektivitätskriterien gibt, kann gerade die „falsche“ Variante eine für den Erzähler, seine Selbst- und Weltbildkonstruktion wichtige und aktive Version darstellen (vgl. Dembon et al., 1994, S. 122). Zudem handelt es sich bei den befragten InformantInnen um Personen, die ihr Herkunftsland relativ kurz (zwei bis fünf Tage) zuvor verlassen haben und bei welchen die erinnerte Vergangenheit

nicht weit zurückliegt. Dadurch wird die erwähnte eventuelle „Unzuverlässigkeit“ der retrospektiv ermittelten Angaben etwas vermindert. Nichtsdestoweniger gewinnt das detaillierte Hintergrundwissen der Forscherin bzw. des Forschers über die aktuellen Verhältnisse im Herkunftsland von InformantInnen im Kontext der Retrospektivität besonders an Bedeutung.

Die Tatsache, daß die Untersuchung von der Autorin allein durchgeführt wurde, erwies sich zugleich als negativ und positiv. Verständlicherweise zeigte sich der große Zeit und Kräfteaufwand dieses Eine-Frau-Unternehmens als sehr nachteilig. Zu begrüßen war dagegen der Umstand, daß die Forscherin Primärerfahrungen über den Untersuchungsbereich und die Zielgruppe besaß und entsprechende kulturelle und sprachliche Kompetenzen sowohl bezogen auf das Herkunfts- als auch auf das Aufnahmeland der Informanten mitbrachte. Dies alles ermöglichte einen empathischen Zugang zum Subjekt der Untersuchung und trug dazu bei, das Untersuchungsobjekt aus einer Vielfalt von Perspektiven zu betrachten. Alle im Text zitierten Äußerungen der InformantInnen sowie Auszüge aus russischen Literaturquellen wurden von der Autorin übersetzt. In den von den InformantInnen in der deutschen Sprache geschriebenen Aufsätzen wurden vor allem orthographische Korrekturen vorgenommen.

Im Prozeß der Untersuchung wurde folgendes soziodemographische Profil der Befragten gewonnen. Altersmäßig lagen zwei Drittel der InformantInnen zwischen 27 und 49 Jahren, 16% bildeten die Gruppe von 18 bis 26-jährigen, während 9% 50 bis 63 Jahre alt waren. Die relativ niedrige Zahl von älteren AussiedlerInnen in der Befragung läßt sich dadurch erklären, daß der überwiegende Teil der Befragten aus TeilnehmerInnen des vom Arbeitsamt finanzierten Deutschlehrgangs bestand, der ausschließlich potentiellen ArbeitnehmerInnen gewährt werden kann. An der Befragung nahmen 46% Männer und 54% Frauen teil. Betrachtet nach Herkunftsland und Stadt/Land-Relation stammten 76% aus unterschiedlichen ländlichen Gebieten und die restlichen 24% aus einer mittleren, kleinen oder aus einer Großstadt. 59% siedelten aus Kasachstan aus, 35% kamen aus Rußland und nur einzelne Familien nannten Tadschikistan oder Georgien als ihren Wohnort im Herkunftsland.

2. Die Vor-Aussiedlungsphase im Herkunftsland

2.1. Überblick

Unter der unmittelbaren Vor-Aussiedlungsphase verstehe ich den Zeitabschnitt im Herkunftsland, in dem sich der in der Regel ideell seit langem vorhandene mehr oder weniger deutlich ausgeprägte Aussiedlungswunsch zu materialisieren beginnt und zwar durch die Antragsstellung vom Ausreisewilligen, wenn dies nicht schon früher als eine Art Absicherung für die Möglichkeit der Aussiedlung stattgefunden hat. Dem folgt die Antragsbearbeitung durch die zuständige lokale Behörde mit Erteilung einer Aussiedlungsgenehmigung und schließlich der Erhalt eines Aufnahmebescheids für Deutschland. Die zur Zeit geltende Quotierung der Aussiedlerzahlen führt nicht selten zu Wartezeiten im Herkunftsland bis zu zwei Jahren, wobei betont werden muß, daß Antragsstellern aus Bürgerkriegs- und Krisengebieten der ehemaligen Sowjetunion eine beschleunigte Aufnahme ermöglicht wird (Schaefer, 1993, S. 206). Wichtig im Kontext der Aussiedlung ist vor allem die emotionale Bindung an Deutschland, die hier unter dem Begriff „Deutschland-Mythos“ vorgestellt wird und die oft nicht leichte Aussiedlungsentscheidung wesentlich beeinflusst.

2.2. Der Deutschland-Mythos

Der Mythos über Deutschland als Urheimat existierte bereits im psychischen Haushalt der Deutschstämmigen im russischen Reich und später der ehemaligen Sowjetunion zusammen mit dem bereits erwähnten Aussiedlungswunsch. „Stets habe man darauf gewartet, in die ‘eigentliche Heimat’ zurückzukehren“ (Dembon et al., 1994, S. 138), erklären nicht wenige unter den Aussiedlerinnen und Aussiedlern als Antwort auf die Frage nach ihrer Heimat. Der Mythos äußerte sich vor allem in einer Reihe von Achtung-, Liebe- und Zuneigungsgefühlen gegenüber dem Land der Ahnen, das seine Bedeutung für viele wahrscheinlich nie vollständig eingebüßt hat: „Unser Vater hat sein ganzes Leben den Wunsch gehabt, nach Deutschland zu fahren. Vater hat uns immer über Deutschland nur Gutes erzählt, in unseren Gedanken ist Deutschland wie ein Traumland gewesen“ (Harfst & Harfst, 1994, S. 27).

Nach Mogs Beschreibung deutschstämmiger Familien in den USA wurden dort über das Familiengedächtnis und materielle Erinnerungsstücke „selektive, keinesfalls kohärente Deutschland-Bilder tradiert“ (1992, S. 26). Die (obligatorische) Existenz materieller Erinnerungsstücke in den meisten Familien der Angehörigen der deutschen Minderheit in den Nachfolgestaaten der UdSSR kann vermutlich nur in wenigen Fällen angenommen werden: Zu viele Widrigkeiten mußten die

Deutschen über sich ergehen lassen. Aber das Bild Deutschlands wurde im Laufe von Jahrhunderten sorgfältig gepflegt, vom „Bösen“ und „Schlechten“ bereinigt, ästhetisiert und idealisiert. Je schwieriger sich die Kontakte zur Urheimat aufstellen ließen, desto mehr verwandelten sich am Anfang noch realitätsadäquate Überlieferungen über Deutschland in gefühlsmäßig-unreflektierte Aussagen und Vorstellungen, denn eine bewußte Verherrlichung bestimmter Werte bildet einen festen Bestandteil jedes Mythos.

In Anlehnung an Robert Picht, der hinsichtlich deutschstämmiger Amerikaner von „Familienmythologien“ als „jenen für das Innenleben von Familien so wichtigen Vorstellungen“ spricht, „die den Deutschland geltenden Erinnerungen ihren Sinn verleihen“ (zitiert nach Mog, 1992, S. 26), scheint mir auch in bezug auf Deutsche in der ehemaligen Sowjetunion der Begriff „Mythos Deutschland“ angebracht. Wir haben es hier mit einer zwar unterschiedlich stark ausgeprägten, doch fast stets vorhandenen Dominanz der Erinnerung an die Urheimat zu tun, mit bestimmten Erzählungen, Sitten und Glaubensvorstellungen, die für eine Person, Familie, Gemeinschaft oder Kultur eine (mehr oder weniger zentrale) Bedeutung haben. „Der Mythos ist die kulturelle DNA, die Software, die unbewußte Information – das Programm, das bestimmt, wie wir die Realität sehen und uns verhalten“ (Keen, 1989, S. 28).

Aus diesem Blickwinkel heraus gibt der Begriff „Mythos“ das komplizierte Beziehungsgefüge der vor über zweihundert Jahren nach Rußland gezogenen Deutschen zu ihrer Urheimat vermutlich am besten wieder. Die mündlich überlieferten Familienerinnerungen wurden nie streng kanonisiert, sondern existierten als Großzahl voneinander abweichender Variationen. Zudem befanden sie sich im Zustand ständiger Veränderung und Entwicklung, je nachdem, was der Erzähler für wichtig hielt oder entsprechend den sich wandelnden sozialen Strukturen ihres Ursprungslandes. Mangelte es an Kenntnis solcher sozialen Strukturen (wie meist bei Deutschen in Rußland), nährten sich die Überlieferungen ausgiebig von Phantasie und Imagination, in denen deutlich die Spuren von Erfahrungen im Aufnahmeland (Rußland) zu verfolgen sind. In dieser Hinsicht näherten sie sich zum Teil den Märchen an, die stets von Hoffnung und Zuversicht durchzogen waren und verschlüsselt die Botschaft vom mächtigen Verbündeten (der deutschen Urheimat) überbrachten. Der Gedanke, genauer der Glaube daran, daß etwas, was einst in der Vergangenheit Wirklichkeit war, wiederholbar ist, stärkte diesen Halt, vermittelte die Sicherheit gegenüber Bedrohung und gab Kraft, um mit all den Schwierigkeiten fertig zu werden, von denen die gesamte Existenz der Deutschen in Rußland geprägt war. Dieses geistige Familiengut zeichnete sich durch eine besondere Resistenz gegenüber jeglichen rationalen Korrekturen aus (vgl. Mog, 1992, S. 27).

Sogar das letzte Jahrzehnt mit dessen Öffnung der Nachfolgestaaten der Sowjetunion nach Westen und dem folgenden rapiden Anstieg von internationalen Kontakt- und Informationsmöglichkeiten konnten nicht viel daran ändern. Der Mythos Deutschland büßte seinen Einfluß und die Faszination kaum ein. Der Glaube an die Unterstützung des deutschen Verbündeten blüht wie nie zuvor. Das äußert sich des öfteren in überzogenen und „falschen Erwartungen gegenüber der Bundesrepublik. Viele Lehrer und viele Rußlanddeutsche gehen häufig davon aus, daß die Bundesrepublik rasch, in jedem Fall und in großem Umfang hilft“ (Hilkes, 1993, S. 19). Das die öffentliche Meinung in den meisten Staaten der GUS heutzutage beherrschende Bild vom „Goldenen Westen“ wird von Krone-Schmalz (1993, S. 46) folgendermaßen charakterisiert:

„Die Vorstellung, daß es allen westlichen Ausländern wirtschaftlich ausgezeichnet geht, wird von russischen Politikern und russischen Medien kultiviert. Während früher die vom Kapitalismus ausgebeuteten Arbeiter präsentiert wurden, so wird heute eher der Eindruck vermittelt, als sei jeder Westler so wohlhabend, daß ihn dreistellige Dollarbeträge nur ein müdes Lächeln kosten.“

Solche kollektiven Phantasien erhöhen anscheinend die Resistenzfähigkeit des Deutschlandmythos. Denn auch die immer öfter in die Siedlungsgebiete der deutschen Minderheit vordringenden zuverlässigen Informationen (darunter Eindrücke der bereits Ausgesiedelten oder jener, die ihre Verwandten in Deutschland besuchen), vermögen kaum etwas an der häufig kritiklos positiven Einstellung der Deutschstämmigen zur Urheimat zu ändern. Das Negative wird einfach „überhört“, nicht beachtet (vgl. Schiffauer, 1991, S. 340). Dies geschieht um so leichter, als die deutsche Minderheit, die früher wegen der ethnischen Zugehörigkeit nicht selten von Ideologen des Regimes verfemt wurde, unter den veränderten gegenwärtigen Bedingungen von Angehörigen anderer Völker um die Ausreisemöglichkeit nach Deutschland häufig beneidet wird. Als ein weiteres Zeugnis der hohen Identifikation mit Deutschland kann m.E. auch das heute im Kontext des Deutschlandmythos immer öfter anzutreffende rein subjektive Bekenntnis zum Deutschen als Muttersprache bei fehlenden oder äußerst mangelhaften Deutschkenntnissen betrachtet werden (vgl. Hilkes, 1993, S. 16).

2.3. Untersuchungsergebnisse der Vor-Aussiedlungsphase

Herkunftsregionbezogene Differenzen

Trotz des allgemein relativ hohen Identifikationsgrades mit Deutschland und der überlieferten Aussiedlungselbstverständlichkeit findet sich unter den Aussiedlungswilligen wohl keiner, dem die Entscheidung auszusiedeln sehr leicht fällt. Der jede Aussiedlung begleitende Streß ist durch das Vorhandensein einer Reihe von negativen, aber auch positiven Faktoren gekennzeichnet. In Anlehnung an Lazarus (1984) und Mitarbeiter wird hier der Begriff „Streß“ als Phänomen der Person-Umwelt-Transaktion aufgefaßt, das durch intrapsychische und kognitive Verarbeitungsprozesse von Stressoren zustande kommt. Dementsprechend zeichnet sich die Vor-Aussiedlungsphase im Herkunftsland durch einen Ablösungsprozeß aus, der mit einer gewissen interindividuellen Varianz mehr oder weniger intensiv verläuft. Die Veränderungen in der dinglich-sozialen Welt der Betroffenen beziehen sich heutzutage in erster Linie auf das Aufgeben des funktionierenden sozialen Netzwerks und den Verlust des Eigentums, darunter oft des Eigenheimes. Die Zeiten, wo die Kündigung der Arbeitsstelle seitens des Arbeitgebers eine nahezu unvermeidliche Folge des offiziell eingereichten Aussiedlungsantrags darstellte, sind vorbei. Aber die Belastungen der unmittelbaren Vor-Aussiedlungszeit wurden in mancher Hinsicht sogar größer. Der Vergleich von Befragungsergebnissen der InformantInnen aus Rußland und Kasachstan zeigt Differenzen, die unter anderem im Zusammenhang mit der unterschiedlichen Situation dieser Staaten im politischen und wirtschaftlichen Bereich sowie bei der Handhabung der ethnischen Konflikte gedeutet werden können.

Abbildung 1 zeigt die Befragungsergebnisse (das „Gefühlsbild“) der aus Kasachstan und Abbildung 2 der aus Rußland ausgesiedelten InformantInnen.

Die befragten AussiedlerInnen aus Kasachstan scheinen (richtet man sich nach der prozentual ausgerechneten Antwortvariabilität) sowohl positive als auch negative Wahrnehmungen intensiver und tiefer zu empfinden und im Prozeß der Bewertung eigener Gefühle (verglichen mit entsprechenden Antworten der aus Rußland ausgesiedelten Deutschstämmigen) entschlossener und resoluter zu reagieren. Unabhängig davon, ob das angegebene Gefühl von Glück, Zufriedenheit oder Hoffnung im Mittelpunkt steht, neigen sie dazu, das Positive zu maximieren. Lediglich am Beispiel des Items „Freude“ läßt sich die Ambivalenz der Vor-Aussiedlungsphase verfolgen, in welcher das mehr oder weniger traumatische Abschiednehmen vom Gewohnten mit Vor-Erwartung auf den im Augenblick

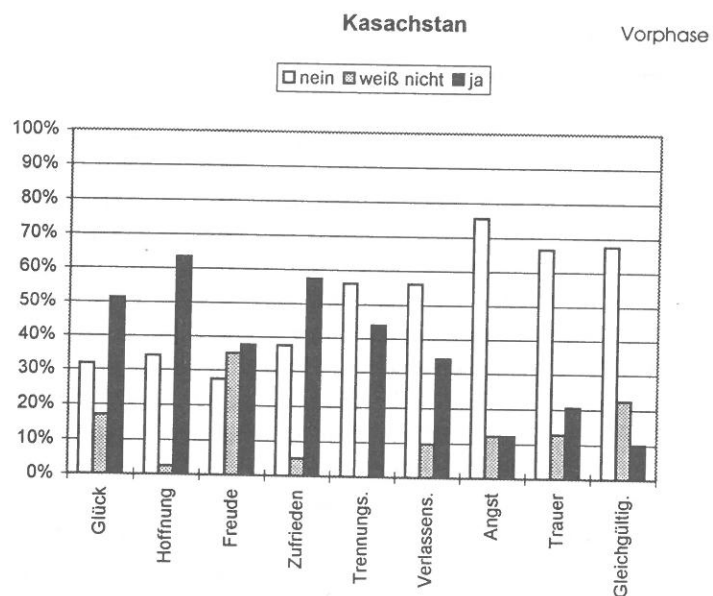


Abb. 1: Befragungsergebnisse der aus Kasachstan Ausgesiedelten

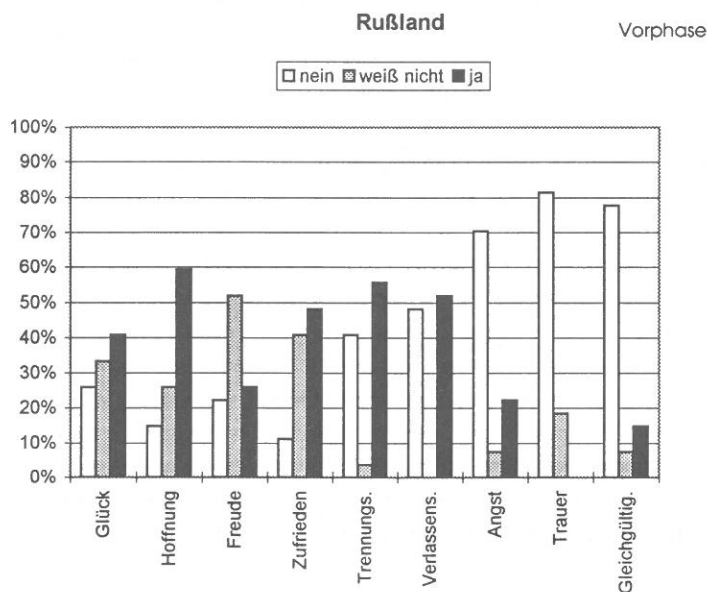


Abb. 2: Befragungsergebnisse der aus Rußland Ausgesiedelten

wichtigsten Schritt vereint ist. Nur mühsam kommt die Freude auf angesichts der Trennung von Hab und Gut, das jahrzehntelang von der Familie zusammengetragen wurde. Der Verkauf des Hauses und des Mobiliars bringt wegen des Überangebots in den durch Massenflucht der russischen Bevölkerung gekennzeichneten Gebieten – wie vor allem Kasachstan, aber auch in mehreren Regionen Rußlands mit hoher Zahl von aussiedlungswilligen Deutschen – viel weniger als errechnet und erhofft ein. Der Haushalt wird meistens an wenige im Land noch gebliebene Verwandte und gute Freunde verschenkt. Nach Abzug des Flugpreises für die mehrköpfige Familie nach Deutschland bleibt meist nicht viel übrig. Zudem läßt der Gedanke keine Ruhe, den ein älterer Aussiedler treffend formuliert hat: „*Mein ganzes Leben mußte ich schufteln und stehe doch ohne nichts da*“.

Die Erwartung des als positiv empfundenen Aussiedlungsereignisses wird auch dadurch etwas geschmälert, daß der im Laufe von Jahren aufgebaute Freundes- und Bekanntenkreis aufgegeben werden muß. Gehören Freunde und Bekannte auch zu aussiedlungswilligen Deutschstämmigen, besteht immerhin die Hoffnung, diese in der neuen Heimat wiederzusehen. Sonst bleibt der nicht immer zuverlässige Weg postalischer Kontakte.

Ein Trennungstrauma in Bezug auf nahe Verwandtschaft ist dagegen kaum festzustellen. Bedeutend ist dabei die Tatsache, daß Deutsche in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion über die durch russische und deutsche Behörden abgesicherte rechtliche Möglichkeit verfügen, das Herkunftsland als Mehrgenerationenfamilie zu verlassen. Im „Treck nach Deutschland“ sind deswegen oft Groß- bzw. Urgroßeltern, verheiratete Geschwister sowie Kinder jeden Alters. Dies wirkt sich insoweit günstig aus, da sich in der Regel nur wenige Verwandte (wenn überhaupt) für das Bleiben im Herkunftsland entscheiden.

(a) Kasachstan

Ein authentisches Bild der Vor-Aussiedlungsphase wäre unvollständig ohne Auseinandersetzung mit der aktuellen Situation der zu vergleichenden Regionen Kasachstan und Rußland. Wie fast alle nach der Auflösung des sowjetischen Imperiums entstandenen unabhängigen Staaten begann Kasachstan, seine Souveränität dafür zu nutzen, um die nationale Identität der Titularnation zu festigen (vgl. Nahaylo, 1994, S. 7). Die kasachische Stammbevölkerung besinnt sich verstärkt auf die nationalen kulturellen Werte und beschneidet gleichzeitig die Rechte der anderen im rechtlichen, kulturellen, sprachlichen und im Bildungsbereich. So gilt jetzt in Kasachstan die Einteilung von Nationalitäten und Sprachen auf „staatliche“ und „einfache“, wobei Angehörige der „einfachen“ Kulturen, zu denen auch Deutschstämmige gezählt werden, rechtlich wesentlich schlechter da-

stehen. Als eine Art „inländische Ausländer“ dürfen sie unter anderem keinen Grundbesitz erwerben. Radikale Nationalisten äußern laut ihre Befürchtungen, das eigene Land an „Fremde“ zu verlieren (Samojlenko, 1995, S. 2). Sie verlangen sogar offen von „Russen“, wie sie heute verächtlich auch Deutsche, Juden und Ukrainer nennen, „für ihre Nation den Lebensraum zu befreien“ (Schatalina, 1993, S. 38). Die Massenflucht der russischsprachigen Bevölkerung und der Deutschen vertieft die in der Regel auch ohnehin schwere wirtschaftliche Krise in diesen Regionen. Die Krise läßt diejenigen, die sich noch nicht zur Auswanderung entschlossen haben, im Ungewissen um ihre Zukunft und vor allem um die ihrer Kinder.

Daß die Sorge um den Nachwuchs auch aus einem anderen Grund durchaus berechtigt ist, bestätigen heute selbst die Statistiken in Kasachstan. „Die Kindersterblichkeit in der Hauptstadt Kasachstans hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren um fast die Hälfte erhöht. Und immer mehr Kinder erkranken schon im Säuglingsalter an Krebs“ (Simon, 1993, S. 50). Erst nach dem Zerfall der Sowjetunion wird in Kasachstan offen über Strahlenerkrankungen gesprochen und zugegeben, daß sich heute der neuntgrößte Staat der Welt als ökologisches Katastrophengebiet entpuppt (vgl. ebd.). Vor dem Hintergrund dieser unerfreulichen bis hin gar tragischen Begebenheiten sind die Gefühle derjenigen besser nachzuvollziehen, denen sich die Möglichkeit bietet, Kasachstan zu verlassen. Die Aussiedlung nach Deutschland stellt unter solchen Umständen die wohl denkbar beste Variante dar. Aber auch jene unter den Deutschstämmigen, die (aus welchem Grund auch immer) sich als Antwort auf den neu zu definierenden Vertreibungsdruck für die Aussiedlung nach Rußland entscheiden, handeln in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Gesucht werden politische Stabilität, wirtschaftliche Sicherheit, Hilfe und Garantien für die Wiederherstellung der kulturellen Identität und des Deutschen als Muttersprache. Für die Ausreisewilligen aus Kasachstan stellt sich auch das heutige Rußland auf den ersten Blick z.T. als Alternative dar.

(b) Rußland

Im Jahrzehnt der Post-Perestrojka werden in Rußland konkrete Schritte in Richtung einer neuen Nationalitätenpolitik unternommen. Der kulturelle Pluralismus soll dabei das Verhältnis der Völker untereinander bestimmen und regeln (vgl. D'jačkov, 1993, S. 74, 80). Verschiedenen Kulturen und Subkulturen sollen die gleichen kulturellen Rechte und Existenzmöglichkeiten gewährleistet werden.

Die Bundesrepublik Deutschland zeigt sich als ein wichtiger Partner Rußlands im Bereich der Verwirklichung einer Reihe von Hilfsprojekten. Mit deutscher Unterstützung wurde bereits mit der Errichtung von Schulen, Krankenstationen

und Wohnhäusern für Deutschstämmige und andere einheimische Bevölkerung begonnen, und allein 1994 sind in Westsibirien 2.100 Wohnungen zur Verfügung gestellt worden (Info-Dienst, 1994, S. 1f.). Lehrkräfte aus der Bundesrepublik werden zunehmend in deutsche Siedlungsgebiete geschickt. In deutschen Nationalrayons sollen zweisprachige Bildungsprogramme eingeführt werden (Pestruchina, 1993, S. 27). Die Zahl der auf deutsch erscheinenden Zeitungen stieg von drei (bis 1990) auf heute siebzehn (Schatalina, 1993, S. 37). Trotz dieser nicht zu unterschätzenden Erfolge ist der Reformprozeß noch sehr jung, und auf vielen Gebieten wurde eine Verbesserung der Lage erst eingeleitet. Gerade die Förderung der deutschen Sprache ist in ihrem Umfang noch unzureichend (vgl. Priesnitz, 1994, S. 6), und es werden mit Sicherheit Jahre vergehen bis diese erst eingeleiteten positiven Änderungsansätze ihre Wirkung in vollem Umfang entfalten können. Möglich wäre das ohnehin nur in einem Land, das die seit Jahren andauernde Krise überwindet. Doch die heutzutage herrschende Realität ist noch weit davon entfernt. Der stellvertretende russische Außenminister S. Krylow erklärte auf der Sitzung des Exekutivkomitees von UNHCR in Genf:

„Das Ausmaß und die Neuheit der Probleme, vor denen wir stehen, legen sich wie ein Schatten über unsere Möglichkeiten. Instabilität und regionale Konflikte – vor allem im Kaukasus und in Zentralasien – liegen in unserer unmittelbaren Nachbarschaft. Der Strom der Flüchtlinge und Zwangsemigranten schwillt täglich weiter an“ (zitiert nach „Flüchtlinge“, 1994/4, S. 9).

Das, was verharmlosend „regionale Konflikte“ genannt wird, sind Bürgerkriege mit Gewalt, Blutvergießen und zahlreichen Opfern auf beiden Seiten. Die Autorin erinnert sich an eine Begegnung mit den Angehörigen einer Großfamilie aus Tadschikistan sowie mit einem jungen Ehepaar mit Kindern aus dem Kaukasus, die im Rahmen der Befragung im Aufnahmelaager stattfand. Die emotional aufgeladenen Berichte über Greueltaten muslimischer Krieger wurden durch Glücksbekundungen und Dankesäußerungen der Betroffenen an Deutschland unterbrochen, an die Urheimat, die nun zur Lebensretterin geworden sei. Die ganze Szene, die für einen in Sicherheit und Ruhe aufgewachsenen Westler vielleicht einen etwas kitschigen Beigeschmack aufweist, kann vor dem Hintergrund folgender Tatsachen besser nachvollzogen werden: Als z.B. Tadschikistan im Jahre 1992 Schauplatz eines der schwerwiegendsten Konflikte geworden war, flohen Hunderttausende nach Kasachstan und Afghanistan. Die geliebte Zivilbevölkerung mußte ohne Strom und geregelte Lebensmittelversorgung unter tagtäglicher Bedrohung der weiteren Angriffe aus Afghanistan oft monatelang ausharren.

Auch im Kaukasus ist heutzutage ähnliches zu beobachten. Es wird von fünf Krisengebieten gesprochen, in denen Soldaten im Einsatz sind (Spiegel, 1995, S. 125). Den Unruhen im ethnischen Irrgarten Rußland fallen Tausende von jungen

Leben zum Opfer, und welche Eltern wären nicht bereit, jeden Preis für die Sicherheit eigener Kinder zu zahlen. Nicht selten bietet sich die Flucht nach Rußland als der einzig mögliche Ausweg an. Der Strom von Binnenvertriebenen und Zwangsemigranten beinhaltet auch zahlreiche Deutschstämmige, die nicht mehr an Beteuerungen der Regierung über die baldige Rückkehr in die alte Heimat an der Wolga zu glauben vermögen und deren ganzes Bestreben nur der Aussiedlung nach Deutschland gilt. Rußland erfüllt dann die Funktion einer Zwischenstation auf dem Weg „nach Hause“. Diese Einstellung läßt sich auch beim Vergleich der weiteren auf dem Prinzip der geschlechtsspezifischen Differenzen basierenden Profile feststellen.

2.4. Geschlechtsbedingte Differenzen

Der durchgeführte geschlechtsdifferenzierte Vergleich zeigte vor allem die Fähigkeit von Frauen, ihre Empfindungen und Gefühle präziser einzustufen. Während in den von männlichen InformantInnen ausgefüllten Fragebögen die Antwort „weiß nicht“ überdurchschnittlich hoch vorkommt und Unentschlossenheit bzw. Zweifel der InformantInnen signalisiert, sind die Frauen generell bemüht, eine genaue Klassifizierung von eigenen Wahrnehmungen anzubieten. Auffallend scheint die Tatsache zu sein, daß die befragten Männer fast einheitlich behaupten, keine bzw. nur geringfügige Angst- und Trauergefühle mit der Aussiedlung zu verbinden. Die konsequent niedrig bleibenden Werte dieser Items in allen Altersgruppen männlicher InformantInnen lassen die Vermutung zu: Hier spiegelt sich das seit Kindheit verinnerlichte und von der Gesellschaft favorisierte Denkmuster des „starken Geschlechts“ wider, nach dem Motto „Der richtige Mann weint nicht“ oder „Nicht sein kann, was nicht sein darf.“

Abbildung 3 zeigt die Untersuchungsergebnisse (das „Gefühlsbild“) der weiblichen Befragten und Abbildung 4 die Untersuchungsergebnisse (das „Gefühlsbild“) der männlichen Befragten.

Bei weiblichen und männlichen Informanten dieser Altersgruppe geht es um Personen, die sich in der Mitte ihres Lebenswegs befinden. In der Regel definiert sich der männliche Teil der Altersspanne vor allem durch die Arbeit und den dadurch erzielten sozialen Status. Wendet man sich konkret den deutschstämmigen InformantenInnen aus der ehemaligen Sowjetunion zu, würde die Behauptung der Identifikation mit dem Beruf auch den weiblichen Teil der Betroffenen miteinbeziehen. Nach Angaben der befragten Frauen dieses Alters war die überwiegende Mehrheit von ihnen im Herkunftsland in unterschiedlichen Berufen tätig, wobei die Erwerbstätigkeit laut Aussagen nicht nur durch die finanziellen Verhältnisse in der Familie bedingt war, sondern einen genauso festen Bestandteil des weibli-

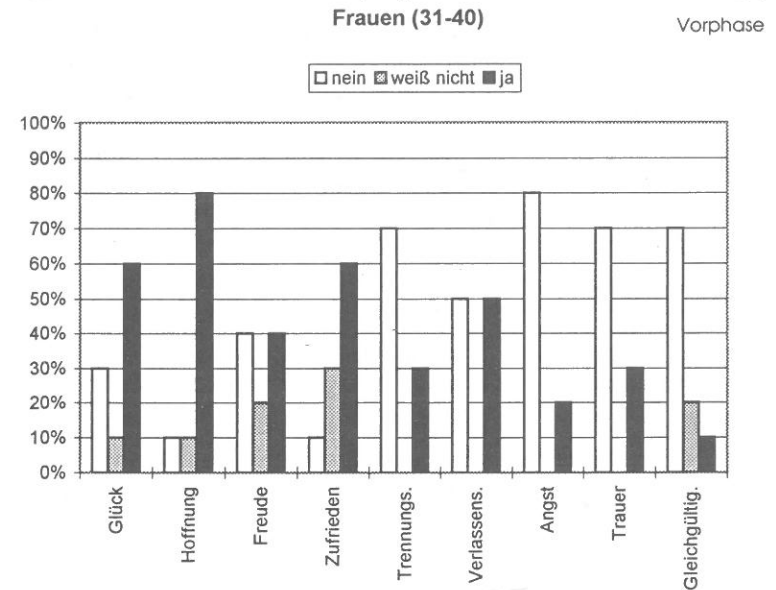


Abb. 3: Untersuchungsergebnisse der weiblichen Befragten

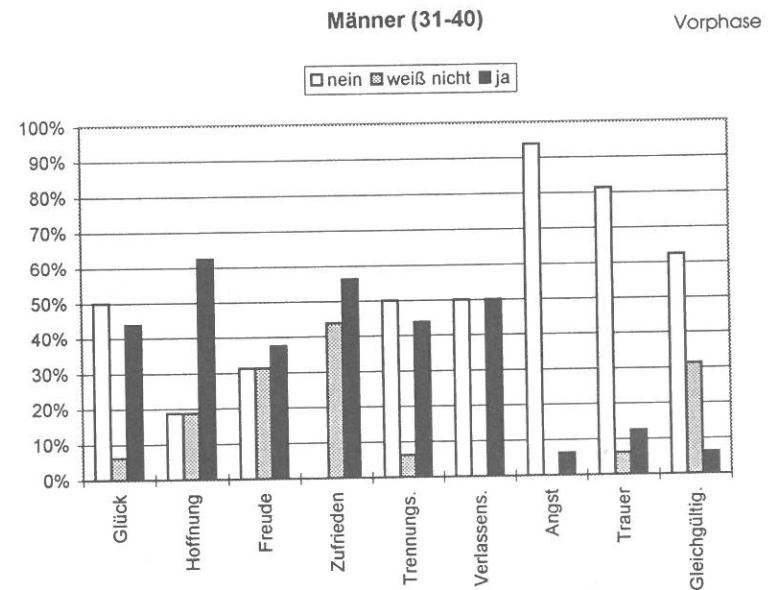


Abb. 4: Untersuchungsergebnisse der männlichen Befragten

chen Lebensentwurfs bildete wie die Mutterschaft. Nur eine kleine Anzahl von Informantinnen mit zwei und mehr Kindern im schulpflichtigen Alter gaben im Interview an, sie wären seinerzeit gerne ein paar Jahre zu Hause geblieben, hätte die Familie auf ihren Verdienst verzichten können. Bekanntlich hatten die Frauen der ehemaligen Sowjetunion bereits in den ersten Jahren der Existenz des jungen sowjetischen Staates alle gesetzlich garantierten Rechte erhalten, die die Gleichberechtigung gewährleisten sollten.

„Aber praktisch lebten sie ja noch unter dem alten Joche. Ungleichberechtigt im Familienleben, von den tausend Kleinigkeiten des Haushalts verklavt, die ganze Bürde, auch die materiellen Sorgen der Mutterschaft tragend, weil ja durch Krieg und andere Umstände viele Frauen allein im Leben standen“ (Kollontai, 1980, zitiert nach Fieseler, 1990, S. 19).

Das vor Jahrzehnten Gesagte erlaubt durchaus Parallelen zur Gegenwart. Die mit der Perestrojka eingeleitete Wende brachte den Frauen bisher weniger Erleichterung und positive Veränderungen als erwartet. Vor dem Hintergrund einer galloppierenden Arbeitslosigkeit und der sogenannten Hyperinflation in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion wird versucht, die Frau zu domestizieren. Sie wird eindeutig aufgefordert, an den heimischen Herd zurückzukehren und sich hauptsächlich auf die Aufgaben zu konzentrieren, die sie bisher „nebenbei“ zu erfüllen hatte und zwar auf die Familie und Kindererziehung (vgl. Trepper, 1990, S. 118).

Die deutschstämmigen Frauen waren genauso wie die Männer ins gesellschaftliche System des Herkunftslandes integriert und verinnerlichte Werte, Normen und Verhaltensmuster, wonach die wichtigste Eigenschaft einer Frau ihre Weiblichkeit, d.h. Zärtlichkeit, Güte, Weichheit, aber auch Mutterschaft und Opferbereitschaft war. AussiedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion legen besonderen Wert darauf, die Sorge um die sichere Zukunft ihrer Kinder als einen der Hauptgründe für die Aussiedlung zu erwähnen: *„Ich hoffe, daß die Kinder ein besseres Leben haben werden als uns selbst beschieden war“*, und ferner: *„Ich kam nach Deutschland mit Hoffnung darauf, daß meine Kinder richtige Deutsche werden“* oder *„Wir siedelten aus, damit unsere Kinder und Enkelkinder Glück und Gerechtigkeit kennenlernen“*.

Diese und ähnliche Eintragungen auf Russisch sind als Ergänzungen der Befragten auf den Fragebogenblättern zu lesen. Davon ausgehend, daß es in den Familien der Deutschstämmigen meistens die Mütter sind, welche die Kindererziehung leisten (vgl. Dembon et al., 1994, S. 62), gehören sie in erster Linie zu denen, die nicht mehr bereit sind, die Verhältnisse zu akzeptieren, die zur Zeit in ihren Herkunftsregionen herrschen.

Diese Sorge um die Zukunft wird verständlich, wenn man weiß, daß lediglich 14% der Neugeborenen in Rußland gesund zur Welt kommen. Babynahrung und Kinderkleidung können sich nur noch wenige Familien leisten. 1993 mußten 5000 Kindergärten schließen, da die Zahl derjenigen, die einen Kindergartenplatz bezahlen können, unaufhörlich sinkt. In den Feriencamps erholen sich jetzt ca. drei Millionen weniger Kinder aus Rußland als 1980, da immer mehr Familien an der Armutsgrenze leben (vgl. Machova, 1995, S. 4).

Die kleinen Bürger des multinationalen Landes scheinen heute keine Lobby in Rußland zu haben. Im Meer von bürokratischen Verordnungen, Regelungen und Verfügungen gehen die geringen Kindergelder und bescheidenen Hilfen rettungslos unter. Eine glückliche Kindheit ist teuer geworden und die Zahl derjenigen, die sich den Luxus „Kind“ noch leisten können, wird immer geringer. Die Folge davon ist die fortschreitende Depopulation. Laut der Forschungsstelle für sozialpolitische Probleme verringert sich der Anteil der Kinder und Jugendlichen bis fünfzehn Jahren in Rußland ständig und bildet jetzt nicht einmal ein Viertel der Bevölkerung (vgl. Informationsmaterial der TASS, 1995, S. 6).

Entsprechend düsteren Zukunftsprognosen seitens einiger Demographen geht das Land einer Zeit entgegen, in welcher eine Ein-Kind-Familie zur Regel wird. Vermutlich stimmen solche Aussichten kaum den Wunschvorstellungen deutschstämmiger Bürger Rußlands überein, deren stark entwickelter Familiensinn auch in einer großen Kinderschar zum Ausdruck kommt. Die wachsende Zahl von vagabundierenden Straßenkindern in russischen Städten, mit Eltern, die nicht unbedingt verstorben sind, sondern sich häufig vor allem der wirtschaftlichen Situation nicht gewachsen fühlen (vgl. Seredina, 1994, S. 8), läßt viele nachdenklich werden. Ängste kommen auf, die die letzten Zweifel beseitigen. Und so stimmen die Frauen fast ausnahmslos der Aussiedlung zu und treiben sie sogar voran, darunter auch russische oder kasachische Frauen aus den Mischehen, die ihre deutschstämmigen Ehemänner nach Deutschland begleiten (vgl. Pestruchina, 1993, S. 34) und Zufriedenheit und Glücksempfindung (60% der Befragten) und allem voran Hoffnung (80%) mitbringen. Häufig wird ihnen die Richtigkeit dieser Entscheidung von ihren eigenen nichtdeutschen Verwandten (denen die Mit-Aussiedlung generell verwehrt wird) indirekt oder sogar anhand von direkten Bemerkungen bestätigt, wie etwa *„Fahr doch, schlechter als jetzt hier wird es wohl nicht sein können“* und auch *„Du hast einfach Glück“*.

Ob eine Frau und Mutter die Ansicht von der bevorstehenden Aussiedlung als einem glücklichen und freudigen Ereignis teilt oder ob sie darüber eine andere Meinung hat, erweist sich anscheinend angesichts der Umstände im Herkunftsland als nicht mehr so wichtig. Wie erwähnt, spielten die Kinder und die Familie stets eine der wichtigsten Rollen bzw. bildeten den Hauptsinn ihres Lebens, das

trotz der eigenen Berufstätigkeit meist fremd- und nicht selbstbestimmt war. Die jahrhundertlang bestehende patriarchalische Ideologie, die Familie sei zuallererst die Domäne der Frau, ist auch im heutigen Rußland im Denken der Menschen tief verwurzelt. Die Deutschstämmigen, denen ein überwiegend starres Geschlechterrollenverhalten bescheinigt wird (Dembon et al., 1994, S. 3), sind mit ihren Ansichten keineswegs eine Ausnahme.

Im Kontext der Opferbereitschaft der Frau lassen sich zum Teil die positiven Komponenten in den Untersuchungsbefunden erklären: An erster Stelle ist „Hoffnung“ zu nennen, die in den Angaben der Frauen jeder Altersgruppe einen viel größeren Wert (zwischen 65% bis 87%) verglichen mit dem der befragten Männer (35% bis 50%) besitzt. Die Hoffnung wird oft als eine Erinnerung an die Zukunft ausgelegt (Keen, 1989, S. 33). Es scheint, daß Frauen (allein ihren naturgegebenen Aufgaben zufolge) diese Funktion am besten erfüllen können. Sie tun es auch dann, wenn Trauma und Schmerz der Trennung (mit Angaben von 30% bis 57%) beinahe ständige Bestandteile ihres Gefühlsbildes zu sein scheinen. Im Gegensatz dazu wurde festgestellt, daß das Gefühlsbild von weiblichen und männlichen Informanten unter den jungen Befragten (18 bis 30-jährige) sowie von den Informanten beider Geschlechter in der Gruppe der über 50-jährigen eine gewisse Nähe aufweist. So liegen die „Glückswerte“ in der Gruppe der jungen Erwachsenen zwischen 33% und 39%; Freude 35% bis 37%; Zufriedenheit 56% bis 58%. Eine Ausnahme bilden die Werte im Item „Hoffnung“ (bei den befragten Frauen sind die Werte höher). In der Gruppe der ältesten InformantInnen ist die Ähnlichkeit der Empfindungen und Gefühle in der Vor-Phase noch deutlicher ausgeprägt: Glücksgefühle zwischen 60% und 70%; Hoffnung zwischen 80% und 84%; Freude 56% bis 60%; Zufriedenheit 40% bis 46%. Dies läßt die Vermutung zu, daß die Opferbereitschaft der Frauen besonders intensiv im Alter zwischen einunddreißig bis knapp über vierzig zu beobachten ist, also in der Lebensphase, wo der Familie eine große Bedeutung zukommt.

2.5. Altersbedingte Differenzen

Die Auseinandersetzung mit der Problematik der Heterogenität von AussiedlerInnen und Aussiedlern konzentriert sich in der einschlägigen Literatur in der Regel auf sprachliche generationsbedingte Differenzen (vgl. Rosenberg & Weydt, 1992, S. 234f.). Das (Nicht)Vorhandensein eventueller Unterschiede oder Gemeinsamkeiten im Bereich von Wahrnehmungen und Empfindungen wird zwar angenommen, aber kaum quantitativ belegt. Der Vergleich der vorliegenden Untersuchungsergebnisse aus der altersspezifischen Perspektive erlaubt dagegen gewisse

Rückschlüsse auf die Vielfalt der festgestellten Empfindungen und Wahrnehmungen bei den befragten Informanten.

Die Abbildungen 5 und 6 veranschaulichen die Untersuchungsbefunde (das „Gefühlsbild“) von Erwachsenen männlichen Geschlechts im Alter von 18 bis 30 bzw. 51 bis über 60 Jahren.

Der kontrastive Vergleich der Angaben von beiden Informantengruppen zeigt das Vorhandensein bestimmter Differenzen. Das sind z.B. die deutlich höheren Werte solcher positiven Komponenten wie „Hoffnung“ (80% bei älteren Befragten gegenüber 34% in der Gruppe der jungen Erwachsenen); „Glück“ und „Freude“ (je 60% bei älteren InformantInnen gegenüber 34% und 45% in der Gruppe der jungen Befragten). Diese Differenz läßt sich vermutlich auf die Unterschiede des Lebens- (und bei älteren Befragten) Leidensschicksals zurückzuführen. Ältere AussiedlerInnen, die den leidvollen Weg ihres Volkes in der ehemaligen Sowjetunion noch selber mitgehen mußten und bei denen das Gefühl einer ihnen zugefügten Ungerechtigkeit oft tief im Inneren verwurzelt ist, freuen sich sehr darüber, das Land, welches sie „stiefmütterlich“ behandelt hat, verlassen zu können. Sie nehmen die bevorstehende Aussiedlung als die Rückkehr nach Hause in die Urheimat wahr. Ihre Kinder, die sicherlich mit den eigenen Eltern mitfühlen, gleichzeitig aber kaum imstande sind, das von den Eltern Durchlittene in vollem Umfang nachzuvollziehen, befinden sich in einer Art Zwiespalt. Neben Freude auf das bevorstehende Ereignis, das auch sie angestrebt haben, gehören zu ihren Empfindungen eine gewisse Trauer wegen der Trennung von zahlreichen Freunden, Zweifel daran, ob sie ihren Platz im Aufnahmeland finden würden, mit dem sie sich in der Regel etwas weniger identifizieren als die Generation der Eltern. Und die vierzehn- bis zwanzigjährigen Enkelkinder, aufgewachsen in der Zeit des politischen Tauwetters, unterstützen oft nicht einmal die Aussiedlungsentscheidung der Älteren. Für sie ist das Herkunftsland nicht lediglich ihr Geburtsort, sondern zunehmend ihre Heimat, und die Trennung davon erweist sich oft traumatischer verglichen mit den Generationen der Erwachsenen. Eine unter den deutschstämmigen Studenten der Universität in Saratow durchgeführte Befragung bestätigt bei 70% der InformantInnen den vorherrschenden Wunsch der Studierenden nicht auszusiedeln, sondern in der Zukunft im Herkunftsland berufstätig zu sein (Stupina, 1994, S. 2). Allerdings berichten einige der Befragten davon, daß sie trotzdem aussiedeln müßten, da dies von der Gesamtfamilie beabsichtigt werde. Doch dem Trennungstrauma der jungen Erwachsenen, das fast die Hälfte der männlichen und weiblichen Befragten angegeben haben, steht das (mit 56%) relativ hoch besetzte Gefühl der Zufriedenheit entgegen. Das ist m.E. als

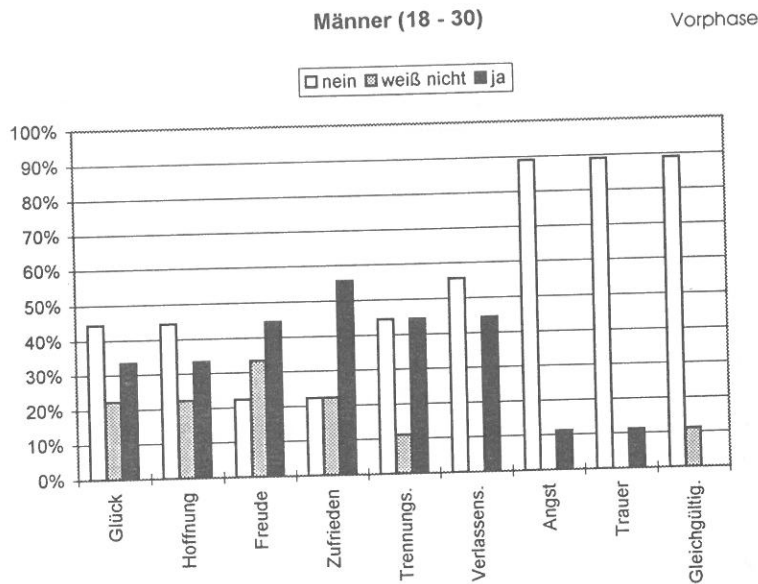


Abb. 5: Untersuchungsergebnisse von jungen männlichen Befragten

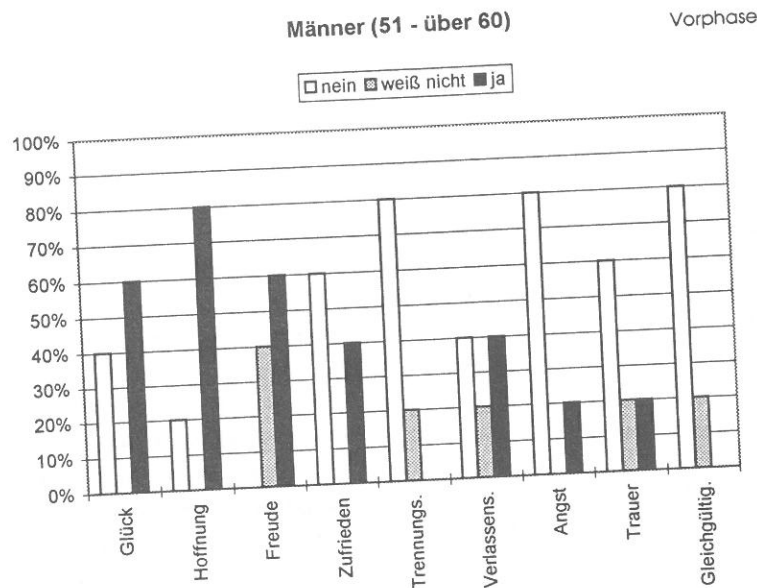


Abb. 6: Untersuchungsergebnisse von älteren männlichen Befragten

Zeichen der Kenntnis über die vielfältigen, in erster Linie den jungen Erwachsenen in Deutschland zur Verfügung stehenden Lebens- und Berufschancen zu deuten und gleichzeitig ein Signal dafür, daß auch junge Erwachsene bereit sind, im Aufnahmeland ihr Schicksal zu meistern.

2.6. Stadt/Land-Relation

Bei der Deutung des „Gefühlsbildes“ ländlicher BewohnerInnen erstaunt die verglichen mit den Befragten aus der Stadt positive Richtung der Wahrnehmungen. Diese kann vor allem dadurch erklärt werden, daß die „DörflerInnen“ im Unterschied zu Stadtmenschen oft als traditionsbewußter und sogar „konservativer“ gelten und es auch meistens sind (vgl. Dembon et al., 1994, S. 79; Rosenberg & Weydt, 1992, S. 228). Die emotionale Bindung an die Urheimat wird von ihnen in der Regel konsequenter gepflegt und behutsamer weitergegeben. Unter diesen Umständen steigt die Rolle und Funktion des Deutschlandmythos im Leben der Betroffenen und wirkt sich auf ihre Empfindungen und Gefühle aus. Vor dem Hintergrund dieser speziell auf die Zielgruppe bezogenen Deutung müssen auch die konkreten Lebens- und Existenzbedingungen in den Herkunftsregionen beachtet werden und nicht zuletzt aus dem Blickwinkel der vorhandenen Perspektiven bzw. der Perspektivlosigkeit heraus.

Die politische Wende in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion und vor allem in Rußland sieht unter anderem zahlreiche Innovationen in der russischen Landwirtschaft vor. Doch der größte Teil von bereits unternommenen Versuchen, die Produktivität zu steigern, scheitert an allgemeinen Schwierigkeiten und Problemen der russischen Wirtschaft. Sogar die wiederhergestellten deutschen National-Rayons, die in Gestalt der BRD eine besondere Finanzierungsquelle haben, bleiben nicht von der ganz Rußland heimsuchenden Krise verschont: Inflation und Preissteigerung, Verlust von Märkten, Mangel an Maschinen und Baumaterial. Als Folge davon steht es in deutschen Kolchosen und Sowchosen nicht zum besten. Der Fiskus läßt sie, wie Betriebe anderer Dörfer auch, auf die Bezahlung der Milch- und Getreidelieferungen durch die staatlichen Abnehmer monatelang warten (Info-Dienst, 1994, S. 13). Die Steuern werden nicht auf die Einnahmen, sondern auf den Umsatz erhoben, was die meisten Unternehmen in wesentliche Schwierigkeiten bringt. Immer lauter werden die Klagen darüber, daß der Sinn der Bauern für die Landwirtschaft meist bereits verlorengegangen ist.

Das russische Dorf von heute leidet Not. Die Menschen werden für ihren Arbeitseinsatz monatelang nicht bezahlt. Die Beschäftigungsmöglichkeiten sind im Vergleich zur Stadt deutlich begrenzt. Den befragten Dorfeinwohnerinnen und -einwohnern stand die Zufriedenheit (55% gegenüber 40% bei den Stadtbewoh-

nern) mit der Tatsache der Aussiedlung buchstäblich im Gesicht geschrieben. Entsprechend hoch besetzt sind die positiven Komponenten ihres „Gefühlsbildes“. Angeführt von Hoffnung (68% der Befragten gegenüber 46% der Informanten aus der Stadt), präsentiert sich die Gemütsverfassung der befragten Dörfler als ausgesprochen harmonisch: laut eigenen Angaben empfinden sie die Aussiedlung als ein freudiges (52% gegenüber 28%) und sogar glückliches (48% gegenüber 30%) Ereignis. Auch die negativen Komponenten fallen niedriger aus als die entsprechenden Werte bei den befragten Stadtbewohnern aus: Trennungs- und Verlassensschmerz mit Angaben von 23% und 38% gegenüber 38% und 45% bei den Befragten aus der Stadt könnte auch als Genugtuung mit der vollzogenen Schicksalswende gedeutet werden. Viele ältere befragte DörflerInnen erwähnten die schwere tagtägliche Arbeit, die sie leisten mußten, betonten aber auch einen für die dortigen Verhältnisse relativ hohen Lebensstandard – das eigene Haus und Auto –, die sie „im Schweiß des Angesichts“ verdient haben. Die Jüngeren unter ihnen und insbesondere die Frauen beschwerten sich über die aus ihrer Sicht nach wie vor herrschende Perspektivlosigkeit des Dorflebens und dessen Eintönigkeit. Der Wunsch vieler befragter DorfeinwohnerInnen war das Leben in einer kleinen Stadt in Deutschland im eigenen Haus mit Garten, was wahrscheinlich auf die im Herkunftsland verbreitete Meinung über Attraktivität und Leichtigkeit des städtischen Lebens zurückzuführen ist.

2.7. Zusammenfassende Überlegungen zur Vor-Aussiedlungsphase

Die Ambivalenz der Vor-Aussiedlungsphase, in welcher das generations-, geschlechts- und individuenspezifisch unterschiedliche traumatische Abschiednehmen vom Gewohnten mit Vor-Erwartung auf den im Augenblick wichtigsten Schritt vereint sind, konnte allgemein beobachtet werden. Die Heterogenität der Zielgruppe von Aussiedlungswilligen hinsichtlich der Intensität von positiven Gefühlen wie Glück, Freude und Zufriedenheit, aber auch traumatischen Empfindungen bei der Trennung vom Herkunftsland kam beim Vergleich der Geschlechter, der Generationen und der Stadt/Land-Relation zum Vorschein. Als ausschlaggebend erwiesen sich (besonders bei der Gegenüberstellung unterschiedlicher Herkunftsländer) aktuelle politische, wirtschaftliche und ethnische Lebensbedingungen der Befragten.

Die hypothetisch aufgestellte These über die Dominanz der positiven Wahrnehmungen und Empfindungen im „Gefühlsbild“ der befragten erwachsenen AussiedlerInnen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion ließ sich bestätigen bezogen auf Frauen im Alter meist zwischen 30 bis über 60 Jahre; in der Gruppe

der älteren InformantInnen (ab 50 Jahre), bei Befragten aus Kasachstan und den Einwohnerinnen und Einwohnern der ländlichen Gebiete. Hinsichtlich der anderen Gruppen (junge Erwachsene beider Geschlechter bis 30 Jahre; StadteinwohnerInnen und AussiedlerInnen aus Rußland) liegt dagegen eine (mehr oder weniger ausgeprägte) heterogene Zusammensetzung der Komponenten mit einer gewissen Tendenz zum Positiven vor.

Das Positive wird vermutlich allgemein durch die Überlegung gestärkt, daß der im Aufnahmeland zu erwartende Lebensstandard meistens höher sein wird als der gegenwärtige im Herkunftsland und daß die neue Heimat eine Zukunft garantiert, die stabiler und solider aussieht als das, was zu Hause versprochen wird (wie oft erwiesen sich solche Versprechungen in der Vergangenheit als nichts wert). Diese Hoffnung auf eine relativ sichere Zukunft und die Zufriedenheit, bald am erwünschten Ziel angelangt zu sein, lassen positive Empfindungen aufkommen, was das Traumatische an der Trennung abschwächt und eine irgendwo in der Tiefe keimende Angst bewußt oder unbewußt verdrängt oder nicht einmal aufkommen läßt, weil der Blick nach vorne gerichtet ist.

Die positive Tendenz, die dabei das „Gefühlsbild“ von Erwachsenen bestimmt, läßt sich nicht als eine realitätsungebundene Euphorie bezeichnen. Elvira Barbaschina, Leiterin des Deutschen Forschungszentrums in der westsibirischen Wissenschaftsstadt Akademgorodok in Nowosibirsk meint dazu: „In jüngster Zeit wird immer deutlicher, daß viele auch die Schwierigkeiten für Rußlanddeutsche in der Bundesrepublik zur Kenntnis nehmen. In unseren Meinungsumfragen werden da an der ersten Stelle Sprache, Arbeit und Wohnung genannt, aber auch völlig neue Lebensbedingungen und eine ungewohnte Umgebung“ (Info-Dienst, 1994, S. 19). Auch der Autorin gegenüber wurden seitens der Informanten in den Aufnahmelagern ähnliche Gedanken geäußert. Darauf angesprochen, ob und wo die Schwierigkeiten für sie auftauchen würden, sagten die Informanten auf Russisch: „Das Deutschlernen wird mir wahrscheinlich schwerfallen, aber ich denke, daß ich das trotzdem schaffe und hier mein Glück finde. Man muß nur geduldig sein. Ich sehe mit Hoffnung in die Zukunft“. Ein sechsfünfzigjähriger Aussiedler sprach davon, wie gern er noch arbeiten möchte: „Ich möchte unbedingt eine Arbeit finden. Vielleicht muß ich lange suchen, aber ich hoffe, daß mein Wunsch in der Zukunft Wirklichkeit wird“. Und eine ausgesiedelte Geschichtslehrerin bemerkte: „Mein Mann (er ist auch Lehrer) und ich haben in Deutschland beruflich keine Chance. Das ist aber nicht schlimm. Wenn wir gut genug Deutsch sprechen, findet sich etwas anderes für uns. Ich glaube fest daran“. Diese optimistischen und eher realitätsbezogenen Aussagen überwiegen gegenüber einer eher kleineren Zahl von als weltfremd zu bezeichnenden Erwartungen und Ansprüchen. Angesichts der relativ häufigen optimistischen Einstellung

erwachsener Deutschstämmiger zum Aussiedlungsprozeß ist m.E. davon auszugehen, daß in erster Linie diese Personen unter den Befragten bessere Integrationsfolge im Aufnahmeland erreichen werden, da sie im Migrationsstreß eine Art Herausforderung sehen, der man sich um so bereitwilliger stellt, weil das Migrationsziel angestrebt und die Migration selbst mehr oder weniger als Rückkehr über Generationen hinweg empfunden wird.

3. Die unmittelbare Nach-Aussiedlungsphase

3.1. Überblick

Unter der unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase verstehe ich den sich der Aussiedlung anschließenden etwa ein Jahr dauernden Zeitabschnitt im Aufnahmeland. Es handelt sich dabei um die Anfangsmonate, in denen eine unmittelbare Auseinandersetzung der Zugezogenen mit der neuen Heimat stattfindet. In der Regel zeichnet sich diese Periode durch eine provisorische und häufig relativ schwierige Wohnsituation in einer Übergangsunterkunft aus. Als wichtigstes Ereignis der Anfangsmonate wird von den meisten Aussiedlerinnen und Aussiedlern die Teilnahme am Deutschsprachkurs und die Ein- bzw. Umschulung der Kinder bezeichnet. Nach dem Abschluß des Deutschlehrgangs (in der Regel sieben bis zehn Monate nach der Aussiedlung) meldet sich die Mehrheit der Betroffenen im erwerbsfähigen Alter arbeitslos, und – bedingt durch die Sparmaßnahmen der Bundesregierung – setzt lediglich ein Teil meist junger AussiedlerInnen das Lernen in Form einer Weiterbildung und zuweilen auch Umschulung fort. Zu dieser Zeit gehören zahlreiche, oft widersprüchliche Wahrnehmungen und Gefühle, welche das Ergebnis erster im Aufnahmeland gemachter Erfahrungen darstellen.

Bedeutend für den Erhalt bzw. die Entstehung einer positiven Tendenz im „Gefühlsbild“ von Ausgesiedelten ist die Gewährung bestimmter sozialer Leistungen und politischer Rechte, die durch den politischen Status der Zielgruppe in Deutschland ermöglicht werden. Wie man weiß, sind Angehörige dieser Zielgruppe rechtlich den altansässigen Deutschen gleichgestellt. Das heißt, daß sie die deutsche Staatsangehörigkeit entweder bereits besitzen oder von der Möglichkeit einer sogenannten erleichterten Einbürgerung Gebrauch machen können (Berichte und Dokumente, 1993, S. 5f.). Zum Vergleich soll darauf hingewiesen werden, daß AusländerInnen dieses Recht normalerweise erst nach einem mindestens zehnjährigen rechtmäßigen Aufenthalt in der Bundesrepublik Deutschland unter Voraussetzung von einer Reihe weiterer zu erfüllenden Bedingungen zu steht (Wir spezial, 1993, S. 44).

Die Tatsache der juristischen Gleichstellung mit der deutschen Stammbevölkerung garantiert den Aussiedlerinnen und Aussiedlern die Ausübung bestimmter

Berufe und des Wahlrechts und erleichtert wesentlich bereits die ersten Aufenthaltsmonate in Deutschland. Zwar müssen sie eine in der Regel kurze Zeit (von drei bis fünf Tagen) im Aufnahmelager verbringen und ein halbes bis zwei Jahre auf eine mit öffentlichen Mitteln geförderte Sozialwohnung warten, aber dafür bekommen sie relativ schnell die Möglichkeit, kostenlos an einem Deutschsprachlehrgang teilzunehmen. Diese Regelung gilt auch für den nichtdeutschen Ehegatten und Abkömmlinge, „wenn sie die Aussiedlungsgebiete im Wege des Aufnahmeverfahrens verlassen haben“ (Wegweiser für Spätaussiedler, 1994, S. 12). Im Unterschied dazu müssen z.B. AsylbewerberInnen bis zum Abschluß des Asylverfahrens warten, vorausgesetzt, daß letzteres positiv entschieden wird. Während der Anspruch auf sprachliche Förderung für Deutschstämmige rechtlich abgesichert ist (Wir spezial, 1993, S. 31), liegt bei Asylberechtigten die entsprechende Entscheidung jedesmal im Kompetenzbereich der zuständigen Behörde. Den erwachsenen Aussiedlern deutscher Herkunft aus den Staaten der GUS bleibt zudem noch eine Einschränkung überwiegend erspart: das Verbot, ohne Erlaubnis einen zugewiesenen Ort zu verlassen. Anders als z.B. bei AsylbewerberInnen kann jeder Aussiedler bereits mit seinem Antrag auf Aussiedlung anmelden, in welchem Bundesland bzw. in welchem Ort er wohnen will. Haben sich etwa in einer bestimmten Gegend Verwandte von ihm angesiedelt, wird man versuchen, der Bitte um den gewünschten Wohnort nachzukommen. Gibt es dabei Schwierigkeiten, besteht für AussiedlerInnen immer noch und immer wieder die Möglichkeit, den Umzug an einen anderen Ort zu beantragen und in der Regel durchzusetzen (ebd., S. 22). Zu erwähnen sind des weiteren bestimmte Förderungsmaßnahmen beim Schulbesuch bzw. bei der Studienvorbereitung und Unterstützung im Rahmen des Akademikerprogramms (Wegweiser für Spätaussiedler, 1994, S. 29).

Und schließlich sind sie im Unterschied zu anderen sich in Deutschland aufhaltenden Migrantengruppen auch auf solch einem wichtigen Gebiet wie soziale Absicherung im Alter privilegiert. Sie erhalten individuelle Leistungen nach dem hier geltenden Rentenrecht unter „Berücksichtigung der in den Herkunftsgebieten zurückgelegten, anrechenbaren Beitrags- und Beschäftigungszeiten“ (Info-Dienst, 1994, S. 18). Die mit den einheimischen Deutschen grundsätzlich gleichen Rechte und Pflichten, welche von anderen Migrantengruppen in Deutschland immer noch nicht oder nur teilweise in Anspruch genommen werden dürfen, fördern die Einbeziehung von AussiedlerInnen in das System der sozialen Sicherung, erleichtern ihnen die Neuorientierung in der Gesellschaft. Sie tragen zweifelsohne dazu bei, eventuelle Anpassungsschwierigkeiten in der unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase nicht nur im psychosozialen, sondern auch im finanziellen Bereich zu reduzieren bzw. diesen vorzubeugen.

So steht allen Ausgesiedelten deutscher Herkunft eine pauschalierte, bedürftigkeitsabhängige Eingliederungshilfe zu, deren Bezugsdauer bis zu sechs Monate beträgt. AussiedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion, die vor dem 1. April 1956 bzw. vor dem 1. Januar 1946 geboren sind, erhalten auf Antrag eine spezielle, pauschal festgelegte Eingliederungshilfe von 4.000 bzw. 6.000 DM (vgl. Wegweiser für Spätaussiedler, 1994, S. 25). Auch bei der Gründung einer selbständigen Existenz werden deutschstämmige Ausgesiedelte finanziell unterstützt. Sie kommen in den Genuß einer Reihe von steuerlichen Vergünstigungen und die in der Bundesrepublik erstatteten Rückführungskosten „mildern“ zum Teil den Verlust von Eigentum und Besitz in den Herkunftsgebieten. Diese und weitere finanziellen Zuwendungen bilden eine bescheidene, wenn auch für den Anfang ausreichende Existenzgrundlage, und von finanzieller Not kann im Normalfall kaum gesprochen werden.

Eine wichtige Bedeutung für die Psychogenese der unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase im Zielland hat die im Vergleich zu anderen Migrantengruppen eher als tolerant bis freundlich zu bezeichnende Einstellung von Politikern und in der Regel auch Medien zu AussiedlerInnen. Nach wie vor wird die Loyalität des deutschen Staates gegenüber den Deutschstämmigen aus dem Osten betont. „Das Tor für deutsche Aussiedler nach Deutschland bleibt offen“ und „Wir lassen die Deutschen in den Aussiedlungsgebieten nicht im Stich“ (Waffenschmidt, 1993, S. 16). Weiteres Beispiel: „Aufgrund humanitärer Überlegungen allein muß man zu einer Politik stehen, die es den geschichtlich und ethnisch mit uns verbundenen Volksgruppen erlaubt, Aufnahme in der Bundesrepublik Deutschland zu finden. Aus Gründen der Gerechtigkeit kann man nicht denen, die sich in besonderer Weise zugehörig fühlen, die Einreise verweigern“ (Schenk, 1993, S. 3).

Angesichts der drohenden „Menschenströme“, „Überflutung“ oder gar „Flüchtlingskatastrophe“ wird zuweilen als einzig möglicher Ausweg ein „Asylantenstop“ gefordert (vgl. Gerhard, 1993, S. 6; Jäger, 1994, S. 15). Im Vergleich zu diesen eindeutig negativ besetzten (Feind)bildern der Fremden mutet die auf MigrantInnen deutscher Herkunft bezogene Bezeichnung beinahe herzergreifend an: Von „sehr geehrten Damen und Herren“, „Schwestern und Brüdern“, „lieben rußlanddeutschen Landsleuten“ ist die Rede, mit denen man „gemeinsam in festem Gottvertrauen in die Zukunft“ gehen möchte (Waffenschmidt, 1994, S. 2-9). Solche offiziellen Beteuerungen und Versprechungen, eine öffentlich bewußt zur Schau getragene Solidarität verfehlen verständlicherweise keinesfalls ihre positive Wirkung auf Ausreisewillige in den Herkunftsgebieten und auf bereits Ausgesiedelte. Ähnlich Hunderttausenden von Schicksalsgefährten hoffen sie, unterstützt von beratungs-, berufs-, eingliederungs- und betreuungsbezogenen

Einrichtungen oder Hilfen, mit der schwierigen Aufgabe eines in der Mitte des Lebens liegenden Neuanfangs fertig zu werden. Ihre durchaus begründete Zuversicht spielt dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle.

3.2. Das „Gefühlsbild“ der Befragten aus der geschlechtsspezifischen Perspektive

Der rein körperliche Vorgang der Ankunft bedeutet vor allem im psychischen Bereich noch kaum das sich sofort einstellende Gefühl des Richtig-hier-seins. „Meine Seele hinkt hintennach“, bemerkt einer der Betroffenen (Günther, 1992, S. 39) und möchte damit einen Zustand beschreiben, wo sich das Leben eigentlich in zwei Dimensionen abspielt, weil das „Jetzt und Hier“ dauernd und bewußt oder unbewußt mit dem „Drüben“ verglichen wird. Dieser Vergleichsvorgang, mit dessen Hilfe das Aufnahmeland betrachtet und bewertet wird, trägt allein aus rein pragmatischen Gründen zur Bejahung des Aussiedlungsschritts bei.

Abbildungen 7, 8 und 9 zeigen die Untersuchungsergebnisse (das „Gefühlsbild“) der Befragten differenziert nach dem Geschlecht in den Nach-Aussiedlungsphasen 1, 2 und 3.

Die Bejahung der Aussiedlungsentscheidung gilt in den drei untersuchten Nachphasen sowohl für Frauen als auch für Männer (Item „Richtigkeit der Aussiedlungsentscheidung“ bei den Frauen weist folgende Zahlen auf: 68%; 59%; 65% gegenüber entsprechend 50%; 57%; 75% bei den befragten Männern). Die Positiv-Wahrnehmungen erstrecken sich neben dem materiellen Versorgungs- und Zugänglichkeitsbereich (der nach der Aussiedlung gemachten Entdeckung, daß es in Deutschland Waren für jedes Portemonnaie zu geben scheint) auch auf die deutsche Sozialpolitik, die, mit dem Maßstab der Situation im Herkunftsland gemessen, viel Lob und Anerkennung von Ausgesiedelten findet. Die nach Auffassung der Zugezogenen stabilen und klaren Verhältnisse auf dem Gebiet der Krankenversicherung im Aufnahmeland gewinnen noch mehr an Attraktivität, werden sie dem Übergangschao der Herkunftsgesellschaft gegenübergestellt. Während dort unterschiedliche Behörden ihre Zuständigkeitsfragen zu klären versuchen oder immer noch dabei sind, Erfahrungen westlicher Länder zu sammeln, sinkt die durchschnittliche Lebensdauer unaufhörlich und beträgt jetzt z.B. in Rußland zweiundsechzig Jahren bei Männern und dreiundsiebzig bei Frauen (Fokina, 1995, S. 2). Vermutlich haben russische „Götter in Weiß“ ihren Anteil an dieser traurigen Bilanz, denn bis zu 70% der Strafen, mit denen die Ärzteschaft belegt

Nachphase 1 (bejahende Antworten)

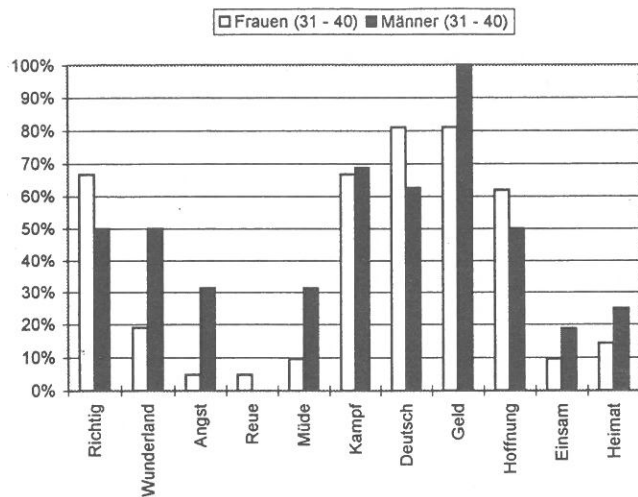


Abb. 7: Untersuchungsergebnisse der weiblichen und männlichen Befragten in der Nach-Aussiedlungsphase 1

Nachphase 2 (bejahende Antworten)

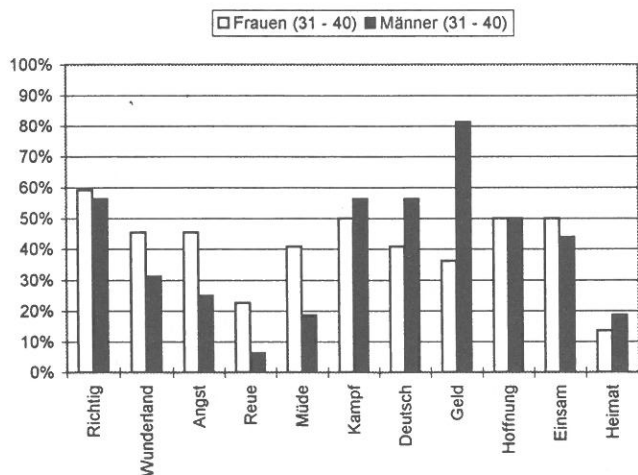


Abb. 8: Untersuchungsergebnisse der weiblichen und männlichen Befragten in der Nach-Aussiedlungsphase 2

Nachphase 3 (bejahende Antworten)

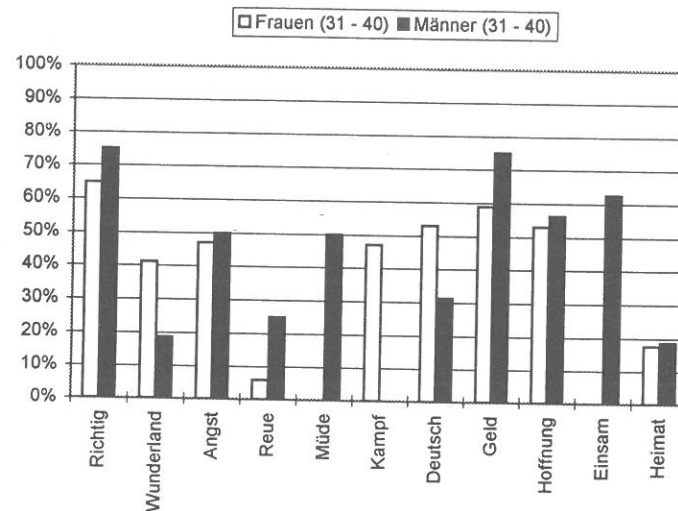


Abb. 9: Untersuchungsergebnisse der weiblichen und männlichen Befragten in der Nach-Aussiedlungsphase 3

wird, werden durch deren fachliche Inkompetenz verursacht (vgl. Popova, 1995, S. 12).

Sogar die stets als eine der bedeutenden Errungenschaften des Sozialismus gepriesene niedrige Wohnungsmiete schnell in den Herkunftsgebieten in der letzten Zeit unkontrolliert in die Höhe. Vor dem Hintergrund einer solchen Situation in den Herkunftsländern und der dort gemachten zuweilen bitteren Erfahrungen mit dem zermürbenden Alltag stehen die meisten Befragten zu ihrer Entscheidung und geben an, die vollzogene Aussiedlung nicht zu bereuen. Sicherlich fehlt den meisten nicht nur die Kenntnis der deutschen Sprache. Auch der mitgebrachte Apparat der kulturellen Regeln stimmt nicht ganz mit Normen und Verhaltensmustern der Einheimischen überein. Viele Fragen bleiben daher erstmals unbeantwortet, und das Gefühl, hier zu Hause zu sein, will sich kaum einstellen. Eine gewisse Unsicherheit und Zukunftsangst begleiten das erste Aufenthaltsjahr in Deutschland. Denn jetzt werden in der neuen Heimat einige auch unerfreuliche Entdeckungen gemacht, darunter eine, die jeden potentiellen Arbeitnehmer betrifft und darin besteht, daß die von AussiedlerInnen mitgebrachte berufliche Ausbildung in Deutschland meistens nicht anerkannt wird. Angesichts dieser Si-

tuation sehen sich zu einer gewissen beruflichen Anspruchslosigkeit sogar jene unter den AussiedlerInnen gezwungen, die gerne in ihrem erlernten Beruf und in der alten beruflichen Position geblieben wären.

Dies betrifft in einem vielleicht noch größeren Umfang ausgesiedelte Frauen. Die meisten AussiedlerInnen möchten ihre Berufstätigkeit im Aufnahmeland fortsetzen. Dabei müssen viele von ihnen feststellen, daß ihre Situation nicht einfach ist. Bedingt dadurch, daß ein verhältnismäßig bedeutender Teil von AussiedlerInnen aus Büro-, Verwaltungs- oder Erziehungsberufen kommt (wo exzellente Deutschkenntnisse die Beschäftigungsvoraussetzung bilden), aber auch aus Branchen, die in Deutschland ausschließlich bzw. vorzugsweise Männer akzeptieren (Anstreicherin, Kranführerin, Bauarbeiterin, Dreherin, Straßenarbeiterin, Tiefbauingenieurin usw.), sehen AussiedlerInnen ihre berufliche Chance entweder im Erwerb eines neuen Berufs oder (und dies viel öfter) in der Suche eines x-beliebigen Jobs (vgl. Herwartz-Emden & Westphal, 1993, S. 111). Viele von ihnen fühlen sich daher gezwungen, nach der Absolvierung des Deutschlehrgangs nach unterschiedlichen Putz- und Reinigungsstellen Ausschau zu halten. Sie sind z.B. oft als Aushilfen im Gastronomie- oder Pflegebereich beschäftigt.

Schwieriger gestaltet sich die unmittelbare Zeit nach der Aussiedlung für Frauen auch deswegen, weil sie in den meisten Familien nach wie vor für den Haushalt und die alltäglichen Sorgen der Kinder allein zuständig sind. Sie lassen sich ihr Leben fremdbestimmen, tun das, was die Umgebung von ihnen erwartet. Zu den täglichen mehreren Unterrichtsstunden an der Sprachschule kommt die Arbeit zu Hause, Streß und Mühe. Hilfe vom Ehemann ist nur in wenigen Ausnahmefällen zu erwarten – es schickt sich nicht, daß sich ein Mann mit weiblichen Aufgaben abmüht (vgl. Krone-Schmalz, 1990, S. 142). Im Verlauf des Deutschunterrichts und in zahlreichen privaten Gesprächen wurde die Autorin häufig mit der Einstellung der AussiedlerInnen über die Rolle des Mannes im Familienverband konfrontiert. Zum Vorschein kam eine von beiden Geschlechtern favorisierte Vision des Mannes als Hauptnährers. Der in den Daten der männlichen Befragten konstant hoch besetzte Wert des Items „Geld verdienen“ scheint dem recht zu geben. Im Unterschied dazu werden der Frau (wie bereits erwähnt) mindestens zwei Hauptaufgaben auferlegt. Bietet sich ihr z.B. eine Umschulungschance oder tut sie beim Arbeitsamt ihre Absicht kund, die Berufstätigkeit in Deutschland fortzusetzen, wird sie unverzüglich verpflichtet, einen Nachweis für die Regelung der Kinderaufsicht vorzulegen. Daran ist schon so mancher Wunsch seitens der Frau nach Berufstätigkeit gescheitert.

Und das, obwohl der überwiegende Teil von Ehemännern die Berufstätigkeit ihrer ausgesiedelten Frauen als eine zusätzliche Einnahmequelle gerne befürworteten. Auch der bei Frauen als Folge des Berufswechsels besonders oft anzutreffen-

de soziale Abstieg wird verharmlost und von beiden Eheleuten positiv ausgelegt. Es wird die Meinung vertreten, daß das Interesse der Familie und Wohl der Kinder unter dem sozialen Abstieg der Eltern kaum leiden. Eher im Gegenteil: Die Berufstätigkeit beider Elternteile führt zur Steigerung der finanziellen Stabilität der Familie und sichert dadurch die Zukunft der Kinder. Zwar zeigen sich viele AussiedlerInnen angesichts der hohen Arbeitslosenzahlen in Deutschland am Anfang etwas verunsichert, überwinden aber diese Empfindung, sobald sie in den Zeitungen zahlreiche Arbeitsstellenausschreibungen und -anzeigen erblicken. Gegenüber der Verfasserin versuchten mehrere KursteilnehmerInnen die hohe Arbeitslosigkeit dadurch zu erklären, daß Einheimische zu sehr verwöhnt seien und extreme Ansprüche bezüglich eines Arbeitsplatzes stellten.

Diese einerseits durch die Umstände im Aufnahmeland bedingte, andererseits selbst auferlegte Anspruchslosigkeit geht vermutlich aus dem Lebenskonzept der AussiedlerInnen hervor. Die bereits von Kind an vertrauten Werte wie Bescheidenheit, Fleiß und Anspruchslosigkeit, die insbesondere in bezug auf Frauen in Form einer Aufforderung des „Sich-Selbst-Vergessens“ das Überleben bzw. den Erfolg in der Ausgangsgesellschaft zu sichern haben, werden von den Betroffenen auch nach der Aussiedlung als Voraussetzung für die gelungene Integration angesehen. Der von den AussiedlerInnen und Aussiedlern in diesem Zusammenhang oft verwendete Begriff des angestrebten „schönen Lebens“ in Deutschland beinhaltet die Attribute eines intakten Lebensumfeldes. In erster Linie wird harmonisches Familienleben (oft im eigenen Haus) erwähnt (vgl. Dembon et al., 1994, S. 62). Nachstehend folgen die in der russischen Sprache gemachten Äußerungen der Betroffenen:

„Ich bin hier irgendwie unruhig, etwas verloren. Für mich gibt es hier Probleme, aber uns gefällt es hier. Ich denke, daß ich hier meinen Platz finde“.

„Wir möchten bauen und in unserem Haus einfach gut und ruhig leben“.

„Ich kenne die Probleme, die mich erwarten und weiß, daß ich alles hinkriege“.

„Ich will hier arbeiten, Menschen kennenlernen, andere verstehen“.

„Ich glaube, daß meine Familie hier glücklich wird“.

Die sich in der Herkunftsgesellschaft mehrmals bewährte Geduld und besonders Zähigkeit („Schließlich haben wir gelernt, zäh zu sein und nie locker zu lassen“, vgl. Fischer, 1994, S. 38) zusammen mit der Anspruchslosigkeit und anderen ähnlichen Qualitäten eines „Steh-Auf-Männchens“ sollen auch hier einen neuen Anfang erleichtern und dessen Gelingen mitbestimmen. Dieses Verhaltensmuster findet seinen Ausdruck sowohl im von den meisten InformantInnen angegebenen Gefühl von Hoffnung als auch bei der Erklärung der Bereitschaft, sich für das Vorgenommene einzusetzen (Item „Ich würde dafür kämpfen“).

Das hier am Beispiel der Altersgruppe von 31 bis 40-jährigen InformantInnen vorgestellte geschlechtsdifferenzierte Vergleichsergebnis der Psychogenese der unmittelbaren Nachaussiedlungsphase veranschaulicht eine auch in bezug auf die anderen Altersgruppen zum Teil festzustellende Entwicklung. Obwohl die konkreten Existenzbedingungen der Befragten in dieser Lebensphase durchaus Umstände enthalten, die geschlechtsunterschiedliche Wahrnehmungsreaktionen hervorrufen und rechtfertigen könnten, geben sowohl die quantitativ als auch qualitativ erzielten Ergebnisse keinen Hinweis darauf. Dies könnte aus meiner Sicht als Zeichen dafür gedeutet werden, daß Betroffene (vor allem die Frauen, deren Situation sich als ungünstiger erweist) bei der Streßbewältigung neben den bereits erwähnten Strategien bzw. Verhaltensmustern wie Geduld, Anspruchslosigkeit und dem Muster des „Bewußt-in-Kauf-Nehmens“ gewisser Gegebenheiten auch den Verdrängungsmechanismus einsetzen.

3.3. Das „Gefühlsbild“ der Befragten aus der altersspezifischen Perspektive

Die Abbildungen 10, 11 und 12 zeigen die Untersuchungsergebnisse (das „Gefühlsbild“) der männlichen Befragten in den Nach-Aussiedlungsphasen 1, 2 und 3.

Die Gegenüberstellung der Angaben der jüngsten und ältesten BefragungsteilnehmerInnen offenbart vor dem Hintergrund einer fast einheitlichen Bejahung der Aussiedlung einige unterschiedliche und m.E. als generationsbedingt einzustufende Bewertungen. So gesehen läßt sich ein vermutlich durch das unterschiedliche Lebensalter der Befragten zu erklärender Zusammenhang zwischen den Statements herstellen: „*Ich empfinde Angst und Unsicherheit*“, „*Ich habe vor, Geld zu verdienen*“ und „*Ich hoffe, daß ich das Vorgenommene schaffe*“. Während junge Erwachsene nur am Anfang des Aufenthalts erklären, relativ hohe Unsicherheits- und Angstgefühle zu empfinden und die Werte im weiteren Verlauf des Aufenthalts deutlich sinken, bleibt der „Angst-Wert“ bei den um eine bzw. zwei Generationen älteren Befragten stabil hoch besetzt. Zu verstehen ist das vor allem im Kontext der konkreten Beschäftigungs- und Existenzbedingungen, mit denen die Gruppe der über 50-jährigen in Deutschland konfrontiert wird.

Nachphase 1 (bejahende Antworten)

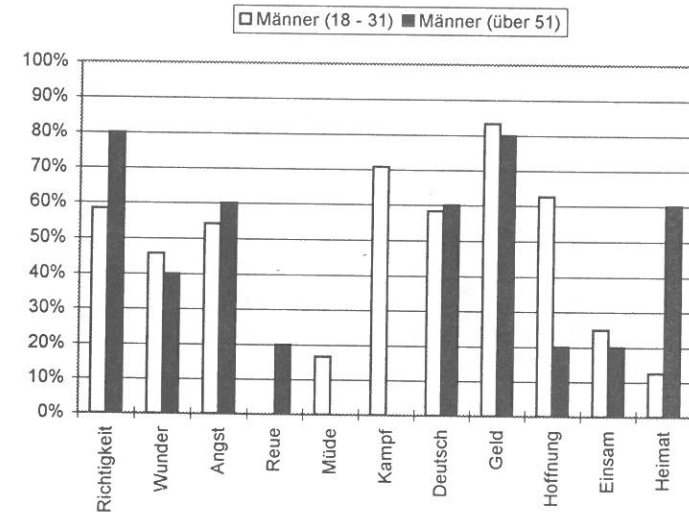


Abb. 10: Untersuchungsergebnisse der männlichen Befragten in der Nach-Aussiedlungsphase 1

Nachphase 2 (bejahende Antworten)

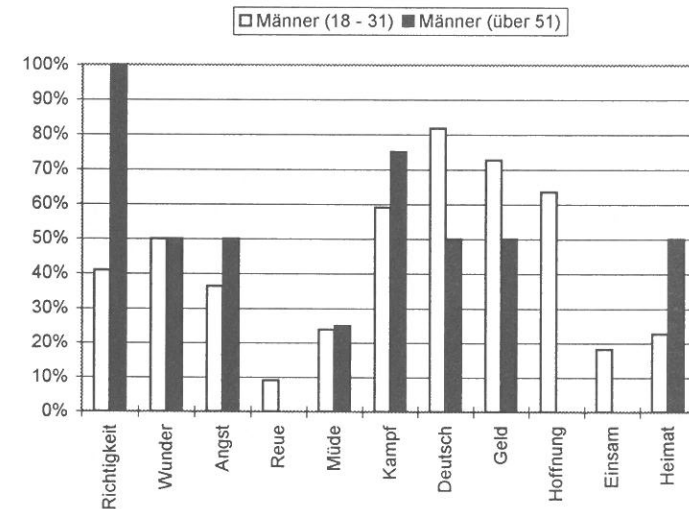


Abb. 11: Untersuchungsergebnisse der männlichen Befragten in der Nach-Aussiedlungsphase 2

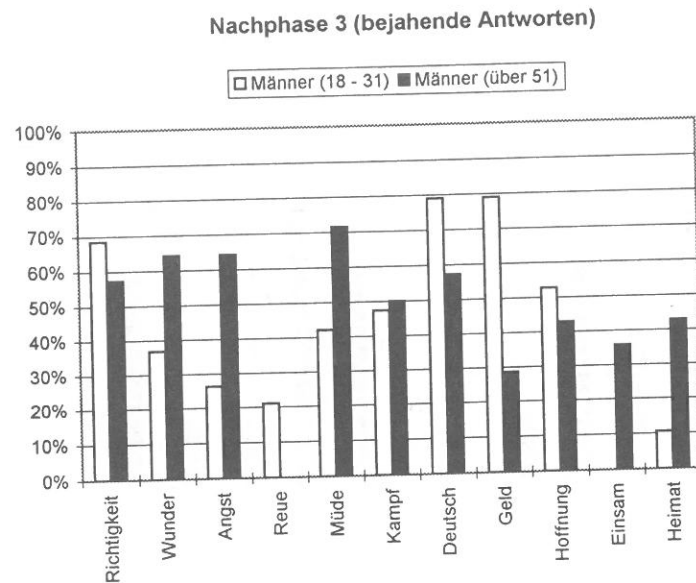


Abb. 12: Untersuchungsergebnisse der männlichen Befragten in der Nach-Aussiedlungsphase 3

Der Begriff „Altersgrenze“ gehört zu jenen, mit denen sich die Betroffenen zum größten Teil erst im Aufnahmeland auseinandersetzen müssen. Die Erfahrung, daß das Alter allein bereits Grund für eine eventuelle Ablehnung durch ein Unternehmen sein könnte, erstaunt, verletzt und verunsichert. Diese Erkenntnis spiegelt sich in den Daten des Items „Geld verdienen“ wider. Zeigen sich die älteren InformantInnen bei der ersten Befragungsrunde noch sehr zuversichtlich, so sinken die Werte im Laufe der Zeit unaufhörlich und erreichen in der dritten Befragungsphase den niedrigsten Stand. Zurückzuführen ist das nach meiner Auffassung kaum auf die eventuell erfolgte Beschäftigungsdemotivation, sondern viel mehr auf die erwähnten vorgefundenen Umstände. Als eine gewisse psychische Reaktion darauf betrachte ich die mit der Zeit rapide gestiegenen Ermüdungssignale (vgl. Item „Ich bin müde“). Auch die in den Items „Hoffnung“ und „Bereitschaft, für das Vorgenommene zu kämpfen“ registrierten Aussagen der InformantInnen können damit in Verbindung gebracht werden. Beide Datensätze weisen auf Krisenperioden hin, die analog zu den bereits im Abschnitt über die geschlechtsspezifischen Differenzen vorgestellten Streßbewältigungsstrategien mehr oder weniger erfolgreich überwunden werden (in der Abschlußphase der Befragung ist wiederholt ein Werteanstieg zu beobachten).

Auffallend ist ferner der Befundunterschied im Statement „Ich empfinde Deutschland bereits als meine Heimat“. Wir haben es hier mit niedrig besetzten „Ja-Werten“ in der Gruppe der jungen Erwachsenen zu tun und verglichen damit relativ hoch besetzten „Ja-Werten“ bei den älteren Befragten. Die sich auf den ersten Blick bietende Erklärung – die älteren AussiedlerInnen nehmen (nach wie vor) das Aufnahmeland als ihre „richtige“ Heimat wahr – würde den konkreten Gegebenheiten ihres Aufenthalts in Deutschland widersprechen. Denn in Deutschland stoßen sie häufig auf Ablehnungsreaktionen seitens einiger Bevölkerungsteile. Neben dem Gefühl des sozialen Neids, das hier zweifellos den AussiedlerInnen wegen vermeintlicher Privilegien entgegenschlägt, spielen Fehlinterpretationen und richtige Mißverständnisse eine große Rolle.

Die von erwachsenen Deutschstämmigen in der ehemaligen Sowjetunion im Kampf ums ethnische Überleben entwickelte und mehr oder weniger zum Ausdruck kommende Liebe zur deutschen Urheimat (vgl. *Aussiedler Monitor*, 1990, S. 236, 239; Wilkiewicz, 1982, S. 48f.), Patriotismus und Stolz auf die herkunftsbedingte Verwandtschaft mit Deutschland sowie der Wunsch, „als Deutscher unter Deutschen zu leben“ (Kroner, 1982, S. 33), werden im gesellschaftlich-politischen Kontext der heutigen Bundesrepublik zuweilen mißverstanden und als unzeitgemäß, konservativ oder sogar rechtsradikal interpretiert (Berichte und Dokumente, 1993, S. 5, 11). Nicht selten verweigern die Alteingesessenen ihren neuen Mitbürgern jegliche Akzeptanz. Die dabei abwertend benutzte Etikettierung von AussiedlerInnen und Aussiedlern als „Russen“ oder „Ausländer“ führt unweigerlich zum Rückzug in die Bezugsgruppe (vgl. Günther, 1992, S. 35) und vermittelt AussiedlerInnen nicht selten das Gefühl, in Deutschland (noch) nicht zu Hause zu sein. „Was ist für mich Deutschland? Heute kann ich noch nicht sagen, daß es meine Heimat ist“ (Deines, 1994, S. 21). In diesem Kontext scheinen die von den älteren Befragten gemachten Zugeständnisse an Deutschland als die „richtige Heimat“ vielmehr ein subjektives Bekenntnis zu sein, ähnlich dem zu Deutsch als Muttersprache.

Somit bleibt das Aufnahmeland auch in der unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase für die meisten AussiedlerInnen immer noch die ideelle Heimat aus dem Deutschland-Mythos, obwohl die Betroffenen sich auch hier zuversichtlich geben, wenn sie in den Aufsätzen bemerken: „*Aller Anfang ist schwer, aber ich bin Optimist und glaube, daß meine Familie hier eine Zukunft hat*“. Daß die mit solchen Erklärungen verbundenen Hoffnungen durchaus begründet sind, zeugt m.E. die große Erfahrung, auf die Deutschland bei der Integration von Vertriebenen und Aussiedlern zurückblicken kann. „Die für Migranten deutscher Nationalität über viele Jahrzehnte kontinuierlich zur Verfügung stehenden Integrationskonzepte waren recht erfolgreich“ (Collatz, 1992, S. 43). Erst vor kurzem

wurde auf dem Boden der Bundesrepublik der Millionste Aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion begrüßt (Waffenschmidt, 1994, S. 3), und man kann hoffen, daß sich Deutschland inzwischen für viele von ihnen zu einem „Zuhause“ entwickelt hat. Auf dem vermutlich ziemlich langen Wege zur Entstehung des Gefühls, hier heimisch zu sein, kommt der Akzeptanz seitens der einheimischen Bevölkerung eine große Bedeutung zu.

(a) Kurzbemerkung zum Einsamkeitsfaktor

Wichtig für die Vollständigkeit des „Gefühlsbildes“ der befragten Aussiedlerinnen und Aussiedler in der unmittelbaren Nach-Phase ist die Evaluation über eine weitere Komponente der Empfindung des „Sich-Wohl-Fühlens“, und zwar das (Nicht)Vorhandensein der Einsamkeitswahrnehmung. Da im Rahmen der eigenen Bezugsgruppe die Kontaktdefizite zum Teil gedeckt werden, ist vor allem davon auszugehen, daß sich die angegebenen Einsamkeitsempfindungen auf die sogenannte subjektiv-interpersonale Isolation, d.h. auf die Unzufriedenheit mit vorhandenen Kontakten beziehen (vgl. Weichelt, 1994, S. 15). Das bedeutet, daß zwar die Bezugsgruppe, wohin sich die Betroffenen gezwungenermaßen zurückziehen müssen, ihre auffangende und abpuffernde Funktion erfüllt und eventuellen Folgen des sozialen Ausgliederungsprozesses wie innerer Vereinsamung, Verbitterung, Depressionen und im Extremfall sogar dem Selbstmord vorbeugt, aber gleichzeitig stößt sie vermutlich an ihre Grenzen und kann den bei den Ausgesiedelten offensichtlich bestehenden Kontaktbedarf kaum vollständig befriedigen. Die „Einsamkeits-Gefühle“ sind in fast allen Alters- und Geschlechtsgruppen, bei Stadt- und Landbewohnern vorhanden, obwohl sie in den Angaben kaum hohe Werte erreichen.

Die m.W. im Bekannten- und Freundeskreis von erwachsenen Aussiedlerinnen und Aussiedlern manchmal jahrelang bestehende Unterrepräsentanz von Kontakten zu einheimischen Deutschen führt zuweilen zu resigniert wirkenden Feststellungen über den hohen Grad des Individualismus im Aufnahmeland, einem Zustand, der von den zugezogenen Deutschstämmigen eher abgelehnt empfunden wird. Es ist bekannt, daß die Einsamkeit eine nicht zu unterschätzende Gefahr darstellt. Sie könnte im ungünstigen Fall zu gewissen Störungen im psychischen Haushalt der Zugezogenen führen und dadurch die Eingliederung im psychosozialen Bereich erschweren. Denn auch die subjektiv-interpersonale Isolation, wird sie zu einem Dauerzustand, ist unter Umständen als gestörte Daseinsform zu betrachten, weil der Mensch sich erst in Wechselwirkung mit der Gemeinschaft optimal entwickeln kann.

Die Ergebnisse einiger aktuellen Umfragen, nach denen sich in der Bundesrepublik rund sechs Millionen Menschen einsam fühlen, bestätigen das unerfreuliche Phänomen der hochentwickelten westlichen Zivilisation (ebd., S. 16). Die Berliner Psychologin Nikola Döring erforschte 1991 die Isolationserscheinungen in Ost- und Westdeutschland, wobei die Untersuchungsbefunde die Stereotype von der „warmen Nischengesellschaft Ost“ und der „kalten Konkurrenzgesellschaft West“ zu bestätigen scheinen. Da auch erwachsene Ausgesiedelte der Gesellschaft entstammen, wo einerseits traditionell, andererseits durch die schweren Existenzbedingungen (Armut, Hungersnot und Kälte), insbesondere bezogen auf die Zielgruppe der Deutschstämmigen in Rußland (Zwangsdeportationen, Verbannungen usw.), die Solidarität und Gemeinschaft jahrhundertlang überlebenswichtig waren, fühlen sich die AussiedlerInnen durch die ihnen gegenüber geäußerte Ablehnung tief getroffen. Da sie befürchten, sich durch die eventuelle Verbalisierung eigener Betroffenheit der neuen Heimat gegenüber womöglich undankbar zu zeigen, ziehen sie es vor, sich im Beisein ihrer einheimischen BetreuerInnen und LehrerInnen über das Thema nicht zu äußern.

Zusammenfassend läßt sich zur unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase feststellen, daß das Vorhandensein des hier angenommenen positiven „Gefühlsbildes“ der Aussiedlung m. E. in Form der Aussiedlungsbejahung gegeben ist. Als wichtig erweisen sich in diesem Zusammenhang sowohl die sogenannten Push-Faktoren in den Herkunftsländern der Befragten wie politische, wirtschaftliche und ethnische Instabilität (Dembon et al., 1994, S. 82) als auch die Pull-Faktoren (Hoffnung auf eine bessere Zukunft in Deutschland; der Wunsch, als „Deutscher unter Deutschen zu leben“; die Perspektivenvielfalt für junge Erwachsene usw.). Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung (insbesondere bezogen auf die ältere Generation der AussiedlerInnen) hat die emotionelle Bindung an Deutschland als die Urheimat. Aber auch für jüngere InformantInnen spielt der Mythos Deutschland eine nicht unbedeutende Rolle. Die Bestätigung dafür liefern Assoziationen der Befragten im Zusammenhang mit dem Begriff „Deutschland“:

„Schönes Land, anderes Leben; großer Unterschied zwischen Rußland und Deutschland; schöne große Wohnungen, saubere Städte; reiche Leute; Höflichkeit; meine Muttersprache; viele Geschäfte und Warenüberfluß; leichtes und bequemes Leben; deutsche Kultur; verschiedene Spielplätze für Kinder; viele Möglichkeiten, Urlaub zu verbringen; keine Schwierigkeiten mit Auslandsreisen; Deutsch sprechen; gesunde Lebensmittel; Kampf gegen die Umweltverschmutzung; hohes Lebensniveau; viele Autobahnen; moderne Technologie; ich kann machen, was ich will“.

3.4. Eignet sich der Deutschlehrgang zur Auseinandersetzung mit Empfindungen und Gefühlen?

Die Antwort auf die gestellte Frage wäre ein eindeutiges „Ja“, wenn die Frage einen rein theoretischen Charakter hätte, aber ein genauso deutliches „Nein“, wird sie auf die heute existierende Unterrichtspraxis bezogen. Die in der Regel praktizierenden Rahmenbedingungen eines Deutschlehrgangs eignen sich kaum dazu, in die Sphäre der Gefühle und Empfindungen einzudringen. In der Regel fehlt hierfür das Nötigste – die Vertrauensbasis zur Lehrperson, die oft nicht einmal die Chance hat, das menschliche Vertrauensgefühl zu erwachsenen Kursteilnehmerinnen und -teilnehmern (das gilt auch umgekehrt) zu entwickeln.

Um dies besser nachvollziehen zu können, scheint ein kurzer Exkurs in das Unterrichtsgeschehen unumgänglich. Die zwischen 34 bis 40 Unterrichtsstunden währende Arbeitswoche erwachsener KursteilnehmerInnen beinhaltet täglich bis zu sieben Sprachunterrichtseinheiten. Die vom Curriculum (1991) vorgeschriebene Aufgabe – die Entwicklung von sprachlichen Kommunikationsfähigkeiten und -fertigkeiten erwachsener LernerInnen, d.h. die Herausbildung kommunikativer Kompetenz (1991, S. 19f.), wird dabei vom Lehrpersonal nicht selten ziemlich frei ausgelegt. Die durch Beschäftigungs- und Unterrichtsbedingungen (in der Regel ungenügende oder fehlende soziale Absicherung sowie die Unterbezahlung der Lehrkräfte in den kommerziellen Bildungsunternehmen) verursachte starke Fluktuation der Lehrerschaft resultiert häufig in den als destruktiv und chaotisch zu bezeichnenden Vorgängen innerhalb des Sprachvermittlungsprozesses (vgl. Mannheimer Appell, 1994). Dies führt zuweilen dazu, daß sogar die sogenannten „Pflicht-Themen“ wie z.B. Kontaktaufnahme, Stellensuche, Umgang mit Behörden usw. zwar als landeskundliche Einheiten vorgestellt, aber „kaum als Sprachvermittlung unterrichtet werden können“ (Nellen, 1993).

Die Tatsache, daß trotz offiziell geltender Beschäftigungsanforderungen ausgebildete Deutsch-als-Zweitsprache-LehrerInnen immer noch in minderer Zahl vertreten sind, wirkt sich erheblich auf die Qualität der Sprachvermittlung aus. Der Mangel an Hintergrundwissen über die Zielgruppe erwachsener AussiedlerInnen bei den einheimischen Lehrkräften führt oft zu kulturspezifisch bedingten Fehlinterpretationen und Mißverständnissen. Das Fehlen der Grundkenntnisse des Russischen erklärt unter anderem eine vom Lehrpersonal in der Regel praktizierende ablehnende Einstellung zum Einbezug des kontrastiven Ansatzes (Wengorz, 1993, S. 108). Die manchmal mangelhafte bzw. nicht vorhandene didaktisch-methodische Ausbildung erschwert den Prozeß der Identifikation der Unterrichtenden mit den aussiedlerspezifischen Lehrertätigkeitsmerkmalen. So wird z.B. auch die Frage „Wieviel Grammatik braucht ein erwachsener Aussied-

ler?“ von dem einen oder anderen Pädagogen eindeutig zugunsten der alten und vertrauten akademischen Disziplin beantwortet. Für erwachsene LernerInnen, die oft nicht einmal den in der deutschen Sprache stattfindenden theoretischen Erläuterungen folgen können (ganz zu schweigen davon, deren Sinn zu verstehen), verwandelt sich die Grammatik unter solchen Bedingungen in ein Damoklesschwert, das den Schulalltag wesentlich belastet und manchmal die Freude am Lernen verdirbt.

Dazu kommt eine Reihe anderer vielleicht kleinerer, aber für den Erfolg des Spracherwerbs bei lernentwöhnten bzw. lernungewöhnten KursteilnehmerInnen nicht minder wichtiger Lernschwierigkeiten und Probleme: beginnend mit der Gestaltung eigener Eintragungen und Notizen mit Hilfe z.B. eines Markers über die Fähigkeit, sich im Umgang mit dem Wörterbuch oder Lehrbuch auszukennen bis hin zur Auseinandersetzung mit verschiedenen Textsorten sowie der Arbeit mit unterschiedlichen audio-visuellen Mitteln im Unterricht oder zu Hause. Erfahren ausgesiedelte KursteilnehmerInnen einerseits, daß die von ihnen mitgebrachte Lernbereitschaft allein kaum ausreicht, um sich sprachliche Strukturen anzueignen, und wird andererseits der Mangel an entsprechenden Fertigkeiten und Fähigkeiten von den Lehrkräften nicht erkannt bzw. bleibt er unbeachtet, kann dies bei erwachsenen LernerInnen zur Steigerung von Unsicherheit und Zweifeln an der eigenen Lernfähigkeit führen und dadurch die psychische Stabilität beeinträchtigen. In den Aufsätzen gehen die InformantInnen oft auf ihre Probleme und Nöte ein:

„Ich freue mich, daß ich kenne viel Grammatik, aber bei mir sind große Probleme mit der Sprache. Ich möchte sagen, aber ich kann nicht, weil ich habe Angst.“

„Mein Deutschsprechen ist sehr schlecht. Wenn ich sage ein Wort, alle Leute denken, ich sind Ausländerin.“

„In der Schule geht es noch mit Deutschsprechen, aber sei ich bei Arbeitsamt oder anderen Ämter, viel schweigen. Die Leute dort nicht immer nett. Dort ich vergessen alles.“

„Ich habe keine Angst, Deutsch zu sprechen. Nur wenn ich nervös bin, macht mir Deutschsprechen Schwierigkeiten.“

„Ich bin jetzt wie ein Hund: ich verstehen können alles, was sagt unser Lehrer, aber was ich will, kann nicht sprechen.“

„Mein ist Problem, daß ich schäme mich, die Grammatik schlecht verstehen. Mein Enkel sehr gut reden und ich zu alt zum Lernen.“

„Ich lerne viel, aber ich kenne wenig deutsche Wörter und wir sprechen zu Hause Russisch. Ich habe auch wenig Kontakte zu anderen Deutschen.“

Unterschiedliche Angstempfindungen und deren Auslegung durch die Betroffenen, aber auch Hinweise auf die methodischen Defizite des Sprachkurses lassen sich aus den Äußerungen ausgesiedelter Frauen und Männern heraushören. Die Befürchtung, die Sprache aus altersbedingten Gründen nicht mehr entsprechend

erlernen zu können, ist dabei unter den Betroffenen genauso verbreitet wie die ängstliche Spannung und sogar – als Folge von Angst und Abwehrprozessen – ein Gefühl der Beklemmung sowie Hemmungen, die sich einstellen, wenn der Gang zum Sozial- oder Arbeitsamt wieder fällig ist. Die aufkommende Aufregung erschwert die ohnehin nicht einfache „Pflicht“, Deutsch sprechen zu müssen. Der Wunsch, aber auch die Notwendigkeit, dies tagtäglich und überall zu beweisen, kann unter Umständen sogar überfordern. Auch die Diskrepanz zwischen der kommunikativen Kompetenz in der Mutter- bzw. Erstsprache und dem Deutschen trägt zur Entstehung von inneren Spannungen bei. „Die Erfahrung, sich nicht ausdrücken zu können, berührt das Selbstwertgefühl des Lerners. Man weiß, was man sagen möchte, doch es kann nicht in Worte gefaßt werden“ (Breuer, 1991, S. 55).

Die große Bedeutung, die erwachsene AussiedlerInnen dem Deutschsprachkurs beimessen, geht auch aus den quantitativ gewonnenen Angaben hervor. Die Werte des Statements „Ich möchte Deutsch lernen“ liegen im Bereich zwischen 40% (die Gruppe der Frauen unterschiedlichen Alters) bis 78%-80% (junge erwachsene Frauen und Männer). Die Tatsache, daß die Werte männlicher Befragter bezogen auf das Deutschlernen oft höher ausfallen als die der Frauen, kann kaum als mangelndes Interesse der Frauen am Spracherwerb interpretiert werden. Denkbarer wäre m.E. eine Erklärung, die den Ruf der Frauen (insbesondere älterer) berücksichtigt, sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland über bessere Kenntnisse des Deutschen zu verfügen bzw. bereitwilliger und häufiger Deutsch zu sprechen (vgl. Rosenberg & Weydt, 1992, S. 230). Der im Prozeß der Untersuchung registrierte prozentuale Unterschied zwischen den Stadt- und Landbewohnern (68% zu 43%) läßt sich vermutlich auf eine etwas bessere Kenntnis des Deutschen (meist in Form von unterschiedlichen Dialekten der deutschen Minderheit) durch die DörflerInnen zurückführen, wobei diese Kenntnis ihrerseits mit der mehr auf deutsche Traditionen ausgerichteten Lebensweise in Verbindung zu bringen ist.

Im Verlauf der unmittelbaren Nach-Aussiedlungsphase wird das meist im Mittelpunkt stehende Ziel, Vorhaben und Wunsch, „Deutsch zu erwerben“, zu einer Art „Sesam öffne dich“ für die Tür, hinter der fast alle Annehmlichkeiten der Aufnahmegesellschaft vermutet werden, allen voran die Arbeit. Dies geschieht vor dem Hintergrund einer Entwicklung im psychischen Haushalt der InformantInnen, die durch unterschiedliche Ausprägung von positiven und negativen Komponenten des „Gefühlsbildes“ gekennzeichnet ist. Wie bereits oben betont erweist sich in der Nach-Aussiedlungsphase vor allem der Altersfaktor für die registrierten Bewertungs- und Wahrnehmungsdifferenzen von Bedeutung, wobei der Einfluß individuell bedingter Unterschiede ohnehin nie ausgeschlossen werden

kann. Die variierenden, aber nach wie vor hoch besetzten Werte der Bejahung der Aussiedlung unterstützt von „Bereitschaft, die Probleme zu überwinden“, „Hoffnung“, einer realitätsadequaten Betrachtung des Aufnahmelandes (überwiegend gleichmäßig verteilte „Ja“- und „Nein-Werte“ im Statement „Deutschland – ein Wunderland“), hohe Lern- und Leistungsmotivation (Items „Deutsch lernen“ und „Geld verdienen“) erlauben einen bestimmten Rückschluß auf die Beibehaltung der positiven Tendenz in der Psychogenese der befragten AussiedlerInnen.

Eine solche positive Tendenz bzw. Dominanz positiver Komponenten stellt nichts weiteres als positive Illusionen dar. Die aktuelle psychologische Forschung hat beweisen können, daß positive Illusionen, die als „ein überdauerndes und eng mit dem Selbstbild verknüpftes Denkschemata verstanden werden“ (Ernst, 1989, S. 25), im Grunde genommen Streßbewältigungsstrategien des Individuums sind, seine Art und Weise, Wirklichkeit zu interpretieren. Das auch in der Untersuchung zum Vorschein kommende „Beharren“ der Befragten auf positiver Auslegung des Aussiedlungsschrittes und die stets zu verzeichnende Hoffnung auf eine schöne Zukunft in Deutschland versetzen die Betroffenen in die Lage, „auch widrige Umstände zu überwinden, Frustrationen auszuhalten und längerfristige Ziele anzustreben. Gerade weil die Erwartungen für die Zukunft positiv gefärbt sind, können auch 'vorübergehende' Schwierigkeiten und Opfer in Kauf genommen werden“ (ebd.).

Wichtig sind in diesem Zusammenhang Faktoren wie Erwünschbarkeit und Überschaubarkeit – auch als „Kontrollillusion“ bezeichnet. Es ist bekannt, daß der Aussiedlungswunsch von vielen (wenn auch nicht von allen) ausgesiedelten Deutschstämmigen geteilt wurde. Zudem stellen sich erwachsene Ausreisewillige bereits im Herkunftsland in der unmittelbaren Vor-Aussiedlungsphase aufgrund von Informationen ihrer VorgängerInnen im großen und ganzen auf die nicht einfache Wohnsituation im Aufnahmeland, eventuellen sozialen Abstieg, bestimmte finanzielle Einschränkungen und einiges mehr ein, was zu einem solchen Umbruch in der Biographie gehört. Die Erwünschbarkeit der Aussiedlung, relative Überschaubarkeit der beiden Aussiedlungsphasen für die Betroffenen erleichtern ihnen in gewissem Maße den Eingewöhnungsprozeß im Aufnahmeland. Wird aber der Glaube an die eigenen Fähigkeiten, an den eigenen Fleiß, die Hartnäckigkeit, Zähigkeit, Geduld, mit einem Wort an das eigene starke Ich, durch bestimmte unkontrollierbar erscheinende Umstände erschüttert und angezweifelt, kann dies bei erwachsenen LernerInnen (wie dies im Deutschsprachkurs nicht selten passiert) zur Steigerung von Unsicherheit und Zweifeln an der eigenen Lernfähigkeit führen und dadurch die psychische Stabilität beeinträchtigen.

Sind die Ängste, Hemmungen und Befürchtungen weit fortgeschritten, können sie die Steigerung der Versagensempfindung verursachen, denn allein der Gedanke daran, durch die eigene Unfähigkeit beim Spracherwerb den Aufbau der neuen Existenz in der Aufnahmegesellschaft zu gefährden, versetzt erwachsene KursteilnehmerInnen nicht selten in Panik. Im ungünstigsten Fall ist nicht auszuschließen, daß die dabei entstehende Wahrnehmung der Unbeeinflussbarkeit von Ereignissen weiter steigen und eine Häufung emotionaler Spannungszustände zur Folge haben könnte, die ihrerseits bei entsprechender organischer und psychischer Disposition des einzelnen zu eventuellen Entwicklungsstörungen führt (vgl. Collatz, 1992, S. 44). Wichtig ist, dabei zu beachten, daß der psychosoziale Streß an sich nicht unbedingt eine Störung ist. Bleibt die innere Selbstachtung stabil, werden Mißerfolge nicht als Bedrohung der Gesamtpersönlichkeit empfunden. So gesehen erweist sich die Fähigkeit bzw. Unfähigkeit des einzelnen, in der neuen Umwelt innere und soziale Ressourcen zu mobilisieren als überaus bedeutungsvoll (vgl. Mehari, 1994, S. 43).

Daß negative Schicksalsentwicklungen im Rahmen der Adressatengruppe erwachsener Aussiedlerinnen und Aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion verglichen mit vielen Beispielen gelungener Integration im psychosozialen Bereich eher gering sind, läßt sich m.E. auch durch eine große Anzahl unterschiedlicher (hier zum Teil erwähnter) Streßbewältigungsstrategien erklären, über die die Ausgesiedelten verfügen und deren Entstehung im engen Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte dieser Gruppe sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland zu verstehen und zu interpretieren sind. Im Kontext dieser Überlegungen fällt die Antwort auf die Frage danach, ob der Deutschlehrgang der geeignete Ort dafür ist, sich unter anderem mit den Wahrnehmungen, Empfindungen und Gefühlen erwachsener AussiedlerInnen auseinanderzusetzen, eindeutig positiv aus. Wie wichtig die Beschäftigung mit eigenen Empfindungen und Gefühlen für den Migranten ist, geht auch aus folgendem Zitat hervor:

„The immigrant and his family can feel that his failure is an expression of his own incapacity or personal poverty and can fall onto depression or project the guilt of his failure onto the new country. All this obviously makes integration more difficult. Many of the problems of integration proceed from lack of knowing how to deal with these feelings.“ (Atxotegi, 1994, S. 189)

Während die Nichtbeachtung der emotionalen Faktoren der Aussiedlung den gesamten Integrationserfolg in Frage stellen könnte, trägt die konsequente Auseinandersetzung damit dazu bei, den inneren Halt der Betroffenen, bezogen auf ihr Selbstwertgefühl, zu stärken. Dadurch wird vor allem der Spracherwerb gewinnen. Zwar hat der Sprachunterricht „nicht die Aufgabe, psychische Defizite auszugleichen und den Lerner 'glücklich zu machen', aber der besondere Lehr-

und Lerngegenstand 'Sprache', der durch eine enge Verknüpfung mit der Identität gekennzeichnet ist, macht es erforderlich, den psychischen Bedürfnissen der Lerner Rechnung zu tragen“ (Breuer, 1991, S. 26).

Allerdings erhält die Neudefinition der Funktionalität des Deutschlehrgangs erst dann einen Sinn, wenn das Problem in seiner ganzen Komplexität betrachtet wird. Das heißt, nicht nur Didaktiker und Bildungsträger müssen aufgefordert werden, sich Gedanken zu machen, sondern auch Politiker als Geldgeber. Denn sie sind es nämlich, die auf der einen Seite laut beteuern, daß der Zugang von Aussiedlern einen erheblichen menschlichen und materiellen Zugewinn bedeutet (Glück, 1991, S. 4), auf der anderen aber allein durch Kürzungen und drastische Sparmaßnahmen (vgl. Mannheimer Appell, 1994) die hohe Qualität der Eingliederungsmaßnahmen gefährden. Denn bei ausreichenden Finanzierungsmitteln und entsprechend orientierten Konzepten wäre ein Deutschsprachkurs durchaus denkbar, in dessen Rahmen erwachsene AussiedlerInnen im sprachlichen, sozialen und innerpsychischen Bereich dort erreicht werden, wo sie Hilfe benötigen. Das würde unter anderem die Möglichkeit einschließen, Erfahrungen bewußt zu verarbeiten und sich neben dem Sprach- und Sachwissen auch mit Gefühlen und Wahrnehmungen auseinanderzusetzen, welche den Lernerfolg mitbeeinflussen.

4. Ausblick

Im Rahmen der Zielsetzung der Untersuchung war es möglich, auf einzelne Probleme der Psychogenese der unmittelbaren Vor- und Nach-Aussiedlungsphase und deren Bedeutung für den gesteuerten Deutscherwerb einzugehen. Unberücksichtigt blieb vor allem die eventuelle korrelative Beziehung zwischen der unmittelbaren Vor-Phase im Herkunftsland und der ihr folgenden Nach-Phase in Deutschland. Auch frauenspezifische Aspekte der Aussiedlung sowie die Problematik der älteren AussiedlerInnen sollten mithilfe vertiefter Einzelstudien näher erforscht werden.

Im Kontext des gesteuerten Deutscherwerbs durch erwachsene AussiedlerInnen bieten sich weitere zu erforschende Schwerpunkte, wie z.B. die Individualisierung und Differenzierung des Unterrichts für erwachsene LernerInnen. Eine eingehende Forschungsanalyse der Heterogenitätserscheinung innerhalb der Zielgruppe würde Aufschluß über eine Reihe von praktischen Deutsch-als-Zweit-Sprache-Angeboten liefern und gleichzeitig erlauben, die positive Einstellung der KursteilnehmerInnen zu Deutschland und der deutschen Sprache im Rahmen des Sprachunterrichts zu steigern und das Selbstwertgefühl erwachsener LernerInnen zu „pflegen“.

Durch eine adäquate Berücksichtigung affektiver Faktoren wird der gesteuerte Deutscherwerb für erwachsene Kursteilnehmerinnen und -teilnehmer zu einem positiven Erlebnis und hilft ihnen, die eventuell belastenden regressiven Erfahrungen zu vermeiden bzw. mit diesen richtig umgehen zu können. Das ist unter anderem nicht nur mit Hilfe entsprechender Unterrichtsinhalte, methodischer Vorgehensweise und der auf die Stärkung des Selbstwertgefühls ausgerichteten Unterrichtsatmosphäre zu erreichen, sondern auch durch Intensivierung von pädagogisch-sozialen Beratungs- und Betreuungsmöglichkeiten, wobei diese die vorhandene „lebensweltliche“ Erfahrung erwachsener LernerInnen und ihre mitgebrachte Mehrsprachigkeit berücksichtigen sollten.

Eingang des revidierten Manuskripts: 30.5.95

Literaturverzeichnis

- Atxotegi, Joseba. (1994). Psychopathological problems in immigrant families. *AWR Bulletin*, 32, 187-193.
- Auernheimer, Georg. (1990). *Einführung in die kulturelle Erziehung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Aussiedler Monitor*. (1990). Biographien von Aussiedler-Familien. Phase II. Zwischenbilanz. Düsseldorf.
- Behrmann, Günter C. (1982). Orientierungsprobleme bei der Integration. *Politische Bildung mit Spätaussiedlern*, 184, 77-93.
- Berichte und Dokumente*. (1993). Eine konzeptionelle Darstellung der Beratung und Betreuung von Aussiedlern und Spätaussiedlern. Hamburg: Staatliche Pressestelle.
- Breuer, Christine. (1991). *Fremdsprachenlernen als regressive Erfahrung*. Magisterarbeit. Universität Hamburg.
- Collatz, Jürgen. (1992). Notwendigkeiten ethnomedizinischer Orientierungen in der psychosozialen und medizinischen Versorgung von Migranten. *Informationsdienst zur Ausländerarbeit. Begegnung mit dem Fremden*, 3(4), 42-50.
- Curriculum. (1991). *Zur Gestaltung eines sechsmonatigen Sprachlehrgangs für Aussiedler*. München: Druckerei J. Gotteswinter.
- Deines, Natalie. (1994). Bleiben oder ausreisen? *Die Brücke, Forum für antifaschistische Politik und Kultur*, 6, 21.
- Dembon, Gerold, Hoffmeister, Dieter & Ingenhorst, Heinz. (1994). *Fremde Deutsche in deutscher Fremde. Integrationsprobleme von Aussiedlern im kommunalen Raum*. Regensburg: Roderer.
- Dietz, Barbara & Hilkes, Peter. (1994). *Integriert oder isoliert? Zur Situation rußlanddeutscher Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland*. Augsburg: Olzog.
- D'jačkov, Mark V. (1993). *Social'naja rol' jazykov v mnogoetničeskich obščestvach*. (Soziale Rolle der Sprachen in den multiethnischen Gesellschaften). Moskva: Institut nacional'nych jazykov.
- Ernst, Heiko. (1989). Machen Sie sich ruhig Illusionen. *Psychologie heute*, 9, 20-28.
- Esser, Hartmut. (1985). Zur Validität subjektiver Sprachkompetenzmessungen bei Arbeitsmigranten. In Ulrich Sievering (Hrsg.), *Arbeitsmigrantenforschung in der Bundesrepublik*

- Deutschland. Methodenproblem der Datenerhebung* (S. 192-226). Frankfurt/Main: Hamad und Herchen.
- Fieseler, Beate. (1990). Zum Dilemma sozialistischer Frauenpolitik. Rußland und die frühere Sowjetunion. In Kristine von Soden (Hrsg.), *Lust und Last. Sowjetische Frauen von Alexandra Kollontaj bis heute* (S. 14-27). Berlin: Elefanten Press.
- Fischer, Jacob. (1994). „Wir haben gelernt, zäh zu sein“. *Auf in die Zukunft. Was Sie über Deutschland wissen müssen*, 38-39.
- Flüchtlinge. (1994). „Der Herausforderung begegnen“. *Brennpunkt: Nach der Sowjetunion*, 4, 9.
- Fokina, Nina. (1995). Rodilsja. Ženilsja. Razvelsja. Umer. (Geburt. Heirat. Scheidung. Tod.). In *Trud Nr.1* v. 5.1.1995, S. 2.
- Gardner, Robert C. & Lambert, Wallace E. (1959). Motivational variables in second language learning. *Canadian Journal of Psychology*, 13, 266-272.
- Gerhard, Ute. (1993). Rassismus und Mediendiskurs. *Vortrag* am 24.6.93 an der Universität Hamburg.
- Glück. (Bayerischer Sozialminister) (1991). Integration der Übersiedler weitgehend gelungen. In *Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 84* v. 11.4.1991, S. 4.
- Gordon, Chad & Gergen, Kenneth J. (Hrsg.). (1968). *The self in social interaction. Vol. 1*. New York: Wiley.
- Günther, Christa unter Mitarbeit von Andreas Dornheim. (1992). Psychosoziale Integrationsprobleme. In Staatliches Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung des Landes Rheinland-Pfalz (Hrsg.), *Eingliederung junger Aussiedler* (Bd. 5., S. 9-70). Speyer: Walter Wirtz.
- Harfst, Gisela & Harfst, Arnold. (1994). *Überlebende Rußlanddeutsche berichten-erzählen*. Delmenhorst: CSW-Service.
- Herwartz-Emden, Leonie & Westphal, Manuela. (1993). Bildungserwartungen und Berufsmotivation von Aussiedlerinnen aus der ehemaligen Sowjetunion. *Unterrichtswissenschaft* 2, 106-125.
- Hilkes, Peter. (1993). *Die Schulsituation der Rußlanddeutschen in der ehemaligen Sowjetunion*. Arbeitsbericht 10. Osteuropa-Institut. München.
- Info-Dienst Deutsche Aussiedler* 56/1994. Übersicht der wesentlichen Hilfen für Spätaussiedler. Stand: 1. Juni 1994, 13-20.
- Info-Dienst Deutsche Aussiedler* 62/1994. Das Bundesministerium teilt mit, 1-2.
- Info-Dienst Deutsche Aussiedler* 62/1994. Gehen oder Bleiben? Neue Perspektiven für Rußlanddeutsche in Westsibirien, 11-23.
- Info-Dienst Deutsche Aussiedler* 63/1995. Pressemitteilung zu den Aussiedlerzahlen 1994, 1-4.
- Informationsmaterial der TASS. (1995). In *Segodnja Nr. 17* v. 28.1.1995, S. 6.
- Jäger, Siegfried. (1994). Zur Eskalation des Rassismus in Deutschland. Ein diskursanalytisch begründeter Erklärungsversuch. *Information zur Ausländerarbeit*, 1, 14-18.
- Keen, Sam. (1989). Die Mythen unseres Lebens. *Psychologie heute*, 5, 28-33.
- Kraushaar-Hoffmann, Hannelore. (1992). Frauen- und Mädchenarbeit in einem Übergangswohnheim. In Staatliches Institut für Lehrerfort- und -weiterbildung des Landes Rheinland-Pfalz (Hrsg.), *Eingliederung junger Aussiedler* (Bd. 5., S. 71-97). Speyer: Walter Wirtz Verlag.
- Krone-Schmalz, Gabriele. (1993). *Rußland wird nicht untergehen*. Düsseldorf: Econ.
- Krone-Schmalz, Gabriele. (1990). *In Wahrheit sind wir stärker*. Frauenalltag in der Sowjetunion. Düsseldorf: Econ.
- Kroner, Michael. (1982). Als Deutscher unter Deutschen. Stellungnahme eines Betroffenen. *Politische Bildung mit Spätaussiedlern*, 184, 33-47.
- Kürsat-Ahlers, Elçin. (1992). Zur Psychogenese der Migration. Phasen und Probleme. *Informationsdienst zur Ausländerarbeit. Begegnung mit dem Fremden* 3(4), 107-113.

- Lamnek, Siegfried. (1989). *Qualitative Sozialforschung, Bd. 2*. München: Psychologie Verlags Union.
- Lazarus, Richard S. & Folkman, Susan. (1984). *Stress, appraisal and coping*. New York: McGraw Hill.
- Machova, Katerina. (1995). Vy ochotno edite včerašnie šči? (Essen Sie gerne Schtschi von gestern?) *Isvestija Nr. 72* vom 19. April 1995, 4.
- Malchow, Barbara, Tayebi, Keyumars & Brand, Ulrike. (1990). *Die fremden Deutschen. Aussiedler in der Bundesrepublik*. Reinbek bei Hamburg: rororo.
- Mannheimer Appell. (1994). In *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung*, 6(1), 1995.
- Mehari, Fetsum. (1994). Der versteckte Rassismus geht an die psychische Substanz. *Psychologie heute*, 1, 42-45.
- Mog, Paul in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Althaus. (Hrsg.). (1992). *Die Deutschen in ihrer Welt*. Tübinger Modell einer integrativen Landeskunde. Berlin: Langenscheidt.
- Nahaylo, Bogdan (1994). Vertreibung in der ehemaligen Sowjetunion. *Flüchtlinge*, 4, 3-8.
- Nellen, Frank P. (1993). *Zur Problematik des Fremdsprachenunterrichts an Spätaussiedler*. (Unveröffentlichte Thesen) Speyer.
- Pestruchina, Elena. (1993). In der ehemaligen Heimat. An der Wolga. *Wostok*, 5, 32-35.
- Pestruchina, Elena. (1993). Die Organisationen der Rußlanddeutschen. Von der Einheit zur Spaltung. *Wostok*, 5, 24-29.
- Popova, Tat'jana. (1995). Fil'tr Gipokrata (Der Hippokratesfilter). In *Literaturnaja Gazeta Nr. 5* v. 1.2.1995, S. 12.
- Priesnitz, Walter. (1993). Minderheiten- und Volksgruppenrechte als Instrument zur Vermeidung von neuen Flüchtlingsströmen. *Publikationen des AWR-Kongresses vom 26. September bis 1. Oktober 1993 in Travemünde*. AWR Forschungsgesellschaft für das Weltflüchtlingsproblem. Deutsche Sektion e.V. (S. 2-7). Travemünde: Braunmüller.
- Rosenberg, Peter & Weydt, Harald. (1992). Sprache und Identität. Neues zur Sprachentwicklung der Deutschen in der Sowjetunion. In Boris Meissner, Helmut Neubauer & Alfred Eisfeld (Hrsg.), *Die Russlanddeutschen gestern und heute* (S.217-238), Köln: Markus.
- Samojlenko, Aleksander. (1995). K voprosu o povedenii graždan. (Zur Frage des Verhaltens von Bürgern). *Literaturnaja Gazeta Nr. 5* v. 1.2.1995, S. 2.
- Schaefer, Karl Heinz. (1993). Referat zur deutschen Situation (mit Länderbericht für die Deutsche Sektion). *Publikationen des AWR Kongresses vom 26. September bis 1. Oktober 1993 in Travemünde*. AWR Forschungsgesellschaft für das Weltflüchtlingsproblem. Deutsche Sektion e.V. (S. 200-209). Travemünde: Braunmüller.
- Schatalina, Larissa. (1993). Kyrgysstan. Auswandern oder bleiben? *Wostok*, 5, 36-39.
- Schenk, Heinrich. (1993). Wir sind für Euch da. *Wir spezial. Endlich hier*, 1993, 3.
- Schiffauer, Werner. (1991). *Die Migranten aus Subay. Türken in Deutschland*. Eine Ethnographie. Stuttgart: Klett-Gotta.
- Seredina, Lilja. (1994). Besprizorniki i podkidiši pod odnoj kryšej (Straßenkinder und Findlinge unter einem Dach). *Prawda Nr. 222* v. 30.11.1994, S. 8.
- Simon, Claus Peter. (1993). Auf ewig eine Strahlenwüste. *Green Peace. Zukunft*, 3, 50-51.
- Spiegel. (1995). „Dieser Zar ist böse“. *Spiegel Nr. 2* v. 9.1.1995, 118-127.
- Stupina, Tat'jana N. (1994). Befragungsergebnisse der Studentinnen und Studenten der Pädagogischen Hochschule zu Saratow (unveröffentlichtes Manuskript).
- Sternin, I.A. (1992). Ulybka v russkom obščeenii. (Das Lächeln in der Kommunikation der Russen). *Russkij jazyk za rubežom*, 2, 54-57.
- Trepper, Hartmute. (1990). Keine Perestrojka für die Frauen. In Kristine von Soden (Hrsg.), *Lust und Last. Sowjetische Frauen von Alexandra Kollontai bis heute* (S. 118-123). Berlin: Elefant Press.
- Waffenschmidt, Horst. (1994). Grußwort zum 24. Bundestreffen der Landesmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. *Info-Dienst Deutsche Aussiedler*, 56, S. 16.

- Waffenschmidt, Horst. (1993). Wir lassen die Deutschen in den Aussiedlungsgebieten nicht im Stich. *Wir spezial. Endlich hier*, 1993, S. 16
- Wallbott, Harold C. & Scherer, Klaus R. (1989). „Gefühle ohne Grenze“. *Psychologie heute*, 4, 42-47.
- Weichelt, Frank. (1994). Einsam in Deutschland. *Psychologie heute*, 5, 15-16.
- Wegweiser für Spätaussiedler*. (1994) (Hrsg.). Bundesministerium des Inneren. Bonn.
- Wengorz, Ute. (1993). Erfahrung und Lernen. Die Auswirkung der Lernbedingungen und Lernsozialisation im Deutschunterricht für Aussiedler. Magisterarbeit. Universität Hamburg.
- Wilkievicz, Leszek A. (1982). Heimat als Lebenswelt. *Politische Bildung mit Spätaussiedlern*, 184, 48-76.
- Wir spezial. Endlich hier*. (1993). Was Sie über Deutschland wissen müssen. Augsburg: Welt und Bild.

Wörterbücher

- Arnold, Wilhelm, Eysenck, Hans Jürgen & Meili, Richard. (1980). *Lexikon der Psychologie. Bd. 1*. Freiburg: Herder.
- Dal', Vladimir. (1978). *Tolkovyj slovar' živogo velikoruskogo jazyka* (Bedeutungswörterbuch der russischen Sprache). Moskva: Russkij jazyk.
- Dorsch, Friedrich, Bergius, Rudolf & Ries, Horst. (1982). *Psychologisches Wörterbuch*. Bern: Huber.
- Duden. (1976). *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden*. Mannheim: Dudenverlag.
- Leping, A.A., Lochovic, A.B. & Strachova, N.P. (1962). *Russko-nemeckij slovar'* (Das Russisch-Deutsche Wörterbuch). Moskva: Izdatel'stvo inostranich i nacional'nych slovarej.
- Mackensen, Lutz. (1986). *Deutsches Wörterbuch*. 12. Auflage. München: Südwest.
- Ožegov, S.J. (1975). *Slovar' russkogo jazyka* (Wörterbuch der russischen Sprache). 11. Aufl. Moskva: Russkij jazyk.
- Wahrig, Gerhard. (1980). *Deutsches Wörterbuch mit einem Lexikon der deutschen Sprachlehre*. München: Mosaik.

Anhang

Fragebogen der Vor-Aussiedlungsphase

1. Beantworten Sie bitte folgende Fragen:

(Kreuzen Sie bitte Ihre Antwort(en) an und beachten Sie dabei die unten angegebene Skala).

1. Aus welchem Staat der GUS und aus welcher Region kommen Sie?
2. Sind Sie eine Frau oder ein Mann?
 - Frau Mann
3. Zu welcher Altersgruppe gehören Sie?
 - 18 bis 30 Jahre 31 bis 40 Jahre 41 bis 50 Jahre über 51 Jahre
4. Welche Ausbildung haben Sie in Ihrem Herkunftsland bekommen?
 - Grundschule
 - die zehnjährige Mittelschule mit (ohne) Abschluß
 - Berufsschule oder Technikum
 - Hochschule
5. Was sind Sie von Beruf?.....

2. Welche Gefühle, Empfindungen und Wahrnehmungen hatten Sie in der Zeit vor der Aussiedlung?

Freude (weil ich aussiedeln wollte)

- gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark

Verlassensschmerz (weil ich praktisch das ganze Hab und Gut hier zurückließ)

- gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark

Trennungsschmerz (weil viele von meinen Freunden, und Bekannten, aber auch einige der Verwandten hier bleiben sollten)

- gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark

Trauer (da sich mein Schicksal auf solche komplizierte Weise gestaltet hat)

- gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark

Zufriedenheit (weil die Aussiedlung mit neuen Perspektiven in Deutschland verbunden ist)

- gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark

Hoffnung auf ein besseres Leben in Deutschland

- gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark

Glück (da ich Deutschland als meine Urheimat betrachte)

- gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark

Gleichgültigkeit (da ich nur meiner Familie meiner Partnerin bzw. Partner zuliebe aussiedelte)

- gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark

Angst und Unsicherheit

- gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark

Andere Gefühle (wenn „ja“ welche?).....

Fragebogen der Nach-Aussiedlungsphase

(Teil 1 enthielt die oben bereits angeführten demographischen Fragen).

Teil 2: Sie sind schon seit einigen Monaten in Deutschland.

Was fühlen und empfinden Sie jetzt?

Suchen Sie sich Ihre Antwortvarianten aus und beachten Sie dabei die angegebene Skala. (Mehrfachnennungen sind möglich).

1. Ich habe noch nicht viel in Deutschland gesehen, aber auch das Wenige bestätigt die **Richtigkeit meiner Aussiedlungsentscheidung**
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
2. Ich komme mir wie in einem **Wunderland** vor
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
3. Meine **Angst und Unsicherheit** wachsen
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
4. Ich beginne allmählich zu **bereuen**, hierher gekommen zu sein
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
5. Ich bin **müde**
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
6. Ich fühle mich **bereit, das Vorgenommene zu schaffen**
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
7. Ich möchte unbedingt **Deutsch lernen**
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
8. Ich kann kaum abwarten, selbst **Geld zu verdienen**
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
9. Meine **Hoffnung und Optimismus** hinsichtlich der Zukunft sind **größer** geworden
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
10. Ich fühle mich **einsam hier**
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
11. Ich fühle mich hier bereits **heimisch**
 gar nicht eher nein weiß nicht eher ja sehr stark
12. **Andere Gefühle** (wenn „ja“, bitte welche?).....

Wessen Pragmatik? Für eine Neubestimmung fremdsprachlicher Handlungskompetenz

Gabriele Kasper*

1. Einleitung

Die Lernaltersprachenforschung ist seit ihren Anfängen von einem kuriosen Widerspruch zwischen Theorie und Forschungsmethodologie gekennzeichnet. Einerseits insistieren ihre Begründer auf der Autonomie lernaltersprachlichen Wissens im Verhältnis zu Grund- und Zielsprache (z.B. Corder, 1978, S. 73). Gleichzeitig ist aber das klassische Forschungsdesign lernaltersprachlicher Untersuchungen kontrastiv angelegt: Wie bekannt, bestehen nach Selinker (1972) die „psycholinguistisch relevanten Daten“ für lernaltersprachliche Untersuchungen aus drei vergleichbaren Datensätzen, nämlich Performanzdaten von Sprechern der Lernaltersprache (LS), der Grundsprache der betreffenden Lernergruppe (L1) und der Zielsprache (L2). Dabei kommt den L1-Daten die Funktion zu, über grundsprachlichen Transfer in der Lernerperformanz Aufschluß zu geben, während die L2-Daten als Norm dienen, anhand derer sich lernaltersprachliche Besonderheiten erkennen lassen. Trotz wichtiger Einwände gegen den „komparativen Trugschluß“ (Bley-Vroman, 1983) lernaltersprachenanalytischer Designs ist der kontrastive Ansatz bis heute kennzeichnend für einen Großteil lernaltersprachlicher Forschung.

Als Untergruppe innerhalb der weiteren Lernaltersprachenforschung hat die Lernaltersprachenpragmatik (z.B. Kasper, 1993; Kasper & Blum-Kulka, 1993 zur Übersicht) besonders konsequent das kontrastive Untersuchungsdesign nach Selinker befolgt. Kontrastivität ist das gemeinsame methodologische Merkmal, das die Lernaltersprachenpragmatik mit der Lernaltersprachenforschung in ihrer Gesamtheit einerseits und einem Großteil der interkulturellen Pragmatik andererseits

* **Korrespondenzadresse:** Prof. Dr. Gabriele Kasper, Department of English as a Second Language, University of Hawai'i at Manoa, 1890 East-West Road, Honolulu HI 96822, USA; e-mail: gkasper@uhunix.uhcc.hawaii.edu.

Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine revidierte und erweiterte Fassung eines Artikels mit gleichlautendem Titel in *Fremdsprachen und Hochschule (FuH)*, Nr. 41, 1994, S. 23-46. Die Verfasserin möchte Werner Hüllen herzlich dafür danken, ihrem sprachverlustgeschädigten Deutsch auf die Sprünge geholfen zu haben.

teilt. Der methodologische Unterschied zwischen interkultureller Pragmatik und Lernaltersprachenpragmatik liegt nicht im Typus der erhobenen Daten und ihrer Analyse, sondern darin, daß die festgestellten Unterschiede im pragmatischen Verhalten der Stichproben unterschiedlich beurteilt werden. Zum Beispiel untersuchten Hill, Ide, Ikuta, Kawasaki & Ogino (1986), wie Muttersprachler des Japanischen und des amerikanischen Englisch Aufforderungshandlungen durchführen. Unterschiede in den Aufforderungsstrategien der Japaner und Amerikaner wurden mit Rückgriff auf unterschiedliche kulturelle Normen und Höflichkeitsorientierungen in den beiden Sprachgemeinschaften erklärt, aber selbstverständlich nicht als mehr oder weniger höflich, angemessen usw. beurteilt. Dies ist anders in der Lernaltersprachenpragmatik. Beispielsweise gingen Beebe und Mitarbeiter in einer Reihe von Untersuchungen zu „gesichtsbedrohenden“ Handlungen der Frage nach, wie solche Sprechhandlungen von japanischen Lernern des Englischen ausgeführt werden (z.B. Takahashi & Beebe, 1993). Zu diesem Zweck wurde untersucht, wie Ablehnungen, Einwände, Korrekturen und kritische Beurteilungen von japanischen Lernern des Englischen im Vergleich zu Muttersprachlern des Japanischen und des amerikanischen Englisch ausgeführt werden. Auch bei Beebe und Mitarbeitern wurden die ermittelten Unterschiede, ganz im Sinne der kontrastiven Pragmatik, zunächst auf dem Hintergrund kultureller Praktiken und ihrer Vermittlung im Handlungswissen der Lerner analysiert. Daran schloß sich jedoch die Bewertung an, die Abweichungen der lernaltersprachlichen Handlungsmuster von denen der amerikanischen Muttersprachler als unangemessen oder als Mangel an pragmatischer Kompetenz zu betrachten. Mit anderen Worten, die deskriptiv ermittelten **Differenzen** werden – wie in der prä-Labovschen Soziolinguistik – normativ zu **Defiziten**, **Abweichungen** oder **Fehlern** deklariert.

Eine besondere Rolle kommt hierbei dem **pragmatischen Transfer** zu (Kasper, 1992). In allen vorliegenden Untersuchungen, deren Design potentielle Transfereffekte aufzudecken vermag, ist ausnahmslos auch Transfer festgestellt worden. Wie in anderen Bereichen lernaltersprachlichen Wissens, operiert pragmatischer Transfer differentiell, d.h., er ist nicht unmittelbar durch Ähnlichkeits- und Verschiedenheitsbeziehungen zwischen grund- und fremdsprachlichen Handlungsmustern zu erklären. Faktoren wie stereotype Auffassungen über soziopragmatische Normen der Zielgemeinschaft (Robinson, 1992; Tanaka, 1988), Lernkontext (Kitao, 1990; Takahashi & Beebe, 1987), Kontaktdauer (Olshtain & Blum-Kulka, 1985) und formalsprachliches Kompetenzniveau in der L2 (Blum-Kulka, 1982) können pragmatischem Transfer entgegenwirken oder ihn begünstigen.

In unserem Zusammenhang ist nicht so sehr das Problem der Bedingungen pragmatischen Transfers oder der Transferfähigkeit entscheidend (vgl. hierzu Takahashi, 1993). Vielmehr interessiert die Frage, wie solche Transfereffekte eingeschätzt werden, die eine Diskrepanz zwischen lernaltersprachlichen pragmatischen Handlungsmustern und denen der Zielgemeinschaft zur Folge haben. Solche Diskrepanzen werden üblicherweise als negativer Transfer bezeichnet. In der Lernaltersprachenpragmatik gilt es als Konsens, daß negativer pragmatischer Transfer die Hauptursache für pragmatische Fehlschläge (Thomas, 1983) oder mißglückte Kommunikation (Wolfson, 1989) darstellt. Thomas (1983) erhob Transfer sogar zur einzigen Ursache pragmatischer Fehlschläge – eine Einschätzung, die von empirischen Befunden allerdings widerlegt ist (z.B. Blum-Kulka, 1991; Kasper, 1981). Dies beeinträchtigt nicht die gängige Auffassung der Lernaltersprachenpragmatik, daß Abweichungen von der pragmatischen Norm der Zielgemeinschaft pragmatische Fehlschläge zur Folge haben. Diese Auffassung soll im folgenden hinterfragt werden.

2. Drei Fehlannahmen über muttersprachliche Normen

Der muttersprachlichen Norm als Maßstab lernaltersprachlichen Handelns liegen drei – zumeist implizite – Annahmen zugrunde, die hier genauer geprüft werden sollen. Sie lauten: (1) Die Kommunikationsgemeinschaft muttersprachlicher Sprecher ist homogen. (2) Muttersprachliche Kommunikation ist erfolgreich. (3) Die Normen monolingualer und monokultureller Sprecher sind ein geeigneter Maßstab für das sprachliche Handeln fremdsprachlicher Sprecher.

2.1. Homogenitätsannahme

Der vielstrapazierte Homunculus, der den Gegenstand Chomsky-inspirierter Systemlinguistik ausmacht (vgl. Schlieben-Lange, 1974), muß auch im Fall der Lernaltersprachenpragmatik wieder erhalten. Allerdings sei zunächst ein Vorbehalt angemeldet. Es ist m.E. ein gängiger Irrtum pragmatischer und soziolinguistischer Forschung, die bekannte Idealisierung Chomskys als grundsätzlich fehlgeleitet zu betrachten. Die Erkenntnisperspektive, die Chomsky und seine Schule an Sprache anlegt und die in den verschiedenen Formen seiner Grammatiktheorie zum Ausdruck kommt, legitimiert die von ihm gewählte Form des Reduktionismus nicht nur, sondern macht sie unabdingbar. Ebenso erfordern sprachpsychologisches und kognitionspsychologisches Erkenntnisinteresse den – andersartigen – Reduktionismus von Laborexperimenten. Auch inhärent kontextsensitive Diszi-

plinen wie Soziolinguistik und linguistische Pragmatik kommen ohne reduktives Fokussieren ihres Untersuchungsobjekts nicht aus. Beispielsweise ist aus der Sicht der gängigen pragmatischen Theorien heraus die Abstraktion von Persönlichkeitsfaktoren notwendige und wünschenswerte Praxis pragmatischer Analyse. Das Problem ist demnach nicht Reduktionismus an sich, sondern falscher Reduktionismus, d.h. Abstraktion von Aspekten des Forschungsgegenstandes, die ihn in der Weise verzerrt, daß die zu untersuchende Fragestellung nicht angemessen beantwortet werden kann und daher zu beschreibungs- und damit erklärungs-inadäquaten Resultaten führt (Duranti & Goodwin, 1992, S. 12f.).

Die pragmatische Norm in der Lernaltersforschung konstituiert sich aus dem sprachlichen Handeln nicht weiter definierter Mitglieder der Zielgemeinschaft in vorgegebenen Kontexten. Da die Sprechhandlungskompetenz von Fremdsprachlern, die im Zentrum der Lernalterspragmatik steht, immer **situiertere** Sprechhandlungskompetenz ist, wird kontextuelle Variation im Sinne der drei Kontextfaktoren in Brown & Levinsons (1987) Höflichkeitstheorie – soziale Macht, soziale Distanz und Zumutungsgrad im vorliegenden Interaktionszusammenhang – **nicht** wegabstrahiert. Diese **mikrosoziolinguistischen** Faktoren werden im Gegenteil kontrolliert oder variiert, damit man ihren Einfluß auf die gewählten Sprechhandlungsstrategien ermitteln kann. Die Idealisierung operiert vielmehr auf **makrosoziolinguistischer** Ebene. Sie beruht auf der Annahme, daß Mitglieder der Zielgemeinschaft unter gleichen Kontextbedingungen gleichartig handeln. Das tun sie aber nicht.

Regionale Variation wurde z.B. zwischen Mitgliedern verschiedener nationaler und regionaler Sprachgemeinschaften ermittelt, und zwar für

- Aufforderungshandlungen (Australien, Großbritannien, USA: Blum-Kulka & House, 1989; US Ostküste, Mittlerer Westen, Hawai'i: Michaelis 1992; Volksrepublik China, Taiwan, Singapur, Hongkong: Lee-Wong, 1993);
- Komplimentsequenzen (US Ostküste, Südafrika: Herbert & Speight, 1989; Neuseeland, US Ostküste, Hawai'i: Lee, 1990);
- Diskursstrategien (US Ostküste, US Westküste: Tannen, 1981).

Generationsunterschiede im pragmatischen Handeln von und gegenüber Älteren betreffen Coupland, Coupland & Giles (1991) zufolge u.a.

- altersbezogene Selbst- und Fremdkategorisierung
- Strategien und Funktion von Selbstoffenbarung
- die gesprächstaktische Unterstützung des Sprechers durch den aktuellen Hörer.

Sozialschichtzugehörigkeit beeinflusst beispielsweise

- Aufforderungshandlungen von Eltern an Kinder (Snow, Perlman & Gleason, 1990);
- die Wahl von Diskursstrategien (Preisler, 1986).

Geschlechtsspezifische Unterschiede sind unter anderem beobachtet worden

- beim Geben und Entgegennehmen von Komplimenten (Holmes, 1988; Miles, 1994);
- in Entschuldigungen (Holmes, 1989);
- in Sympathiebekundungen und Ratschlägen (Kerekes, 1992);
- in Gesprächsstrukturierung, Hörersignalen und Abtönung (Preisler, 1986);
- beim Sprecherwechsel (West & Zimmerman, 1983).

Der seiner makrosoziolinguistischen Merkmale entledigte Zielsprachenaktant ist damit ein beobachtungs- und beschreibungs-inadäquates Konstrukt. Auch aus verschiedenen theoretischen Perspektiven der Soziolinguistik heraus ist der homogenisierte Zielsprachenaktant nicht zu begründen. Soziolinguistische Normmodelle haben seit jeher den Einfluß kontextexterner und kontextinterner Faktoren auf situiertes Verstehen und Sprechen hervorgehoben, wengleich mit unterschiedlichem Fokus auf

- makro- gegenüber mikrosoziolinguistischen Faktoren;
- objektiven Sozialstrukturen, Institutionen und Rollen gegenüber subjektiven Erwartungen und Wahrnehmungen;
- deterministischen gegenüber dialektischen Prozessen;
- statisch gegebenen gegenüber sich dynamisch in der Interaktion verändernden Situationsauffassungen.

Die unterschiedlichen Positionen sind prototypisch repräsentiert in der deterministischen Soziolinguistik von Fishman (1971) mit ihrer Leitfrage „wer sagt was zu wem, wo, und wann“ gegenüber der ethnomethodologischen Tradition Garfinkels (1967) und Cicourel's (1973), die die Norm aus der „Situation“ in die Köpfe der Teilnehmer verlegen. Von hier aus wurde sie von Konversationsanalytikern im Gefolge von Sacks, Jefferson und Schegloff in den Mikrokosmos der sprachlichen Interaktion selbst transformiert und mit ihr identisch gesetzt: soziolinguistische und pragmatische Handlungsnormen existieren im konversationsanalytischen Verständnis nicht mehr außerhalb des sprachlichen Handelns, weder im soziologischen Sinn der Deterministen noch in der kognitiven Sicht der Ethnomethodologen. Sie sind vielmehr konstituiert durch die Ordnungsprinzipien der Ge-

sprächsorganisation selbst, auf die hin sich Teilnehmer orientieren und aus der für sie Rechenschaftspflicht erwächst (z.B. Atkinson & Heritage, 1984). Mit so unterschiedlichen Ansätzen wie der Kommunikativen Akkommodationstheorie aus der sozialpsychologischen Schule von Giles (z.B. Giles, Coupland & Coupland, 1991), der kulturell und situativ kontextualisierten Konversationsanalyse Moermans (1988) und Durantis Ethnopragsmatik (1994) liegen die bislang ergiebigsten Bemühungen vor, mikro- und makrosoziolinguistische Perspektiven aus kognitiver Psychologie und Sozialpsychologie, Anthropologie und Ethnomethodologie mit deskriptiver Soziolinguistik, Konversationsanalyse und Pragmatik zu verbinden. Da diese Ansätze detailliert ausgearbeitete und erprobte Methodologien anzubieten haben, sind sie geeignet, sprachliche Handlungsnormen muttersprachlicher Sprecher aufzudecken. Ob die so ermittelten pragmatischen Normen angemessen für nichtmuttersprachliche Sprecher sind, bleibt dabei freilich unbeantwortet.

2.2. Erfolgsannahme

Der zweite Irrtum über zielsprachliche Normen betrifft die Auffassung, muttersprachliche Kommunikation sei frei von Fehlschlägen. Schon vor Deborah Tanens Bestsellern *That's not what I meant* und *You just don't understand* war es dem Sprachbenutzer geläufig, daß Kommunikationsteilnehmer ständig Gefahr laufen, mißverstanden zu werden und mißzuverstehen. In der literarischen Tradition von der hohen Tragödie bis zur Seifenoper kommt Mißverständnissen eine zentrale dramatische Funktion zu. Das alles hat Kommunikationswissenschaftler, Soziolinguisten und Pragmatiker bisher jedoch nur in Ausnahmefällen dazu ange-regt, Fehlschläge in muttersprachlicher Kommunikation zum Untersuchungsgegenstand zu machen. Genauso, wie Sichversprechen oder -verhören vom Standpunkt der Systemlinguistik aus als „epiphänomenale Performanzerscheinungen“ abgehakt wurden, sind kommunikative Fehlschläge aus der traditionellen Sicht der Kommunikationswissenschaften als triviale Ausrutscher eingeschätzt und weitgehend vernachlässigt worden. Verfolgt man die Analogie zwischen Performanzfehlern und Mißverständnissen jedoch etwas weiter, wird sofort klar, daß sich die Kommunikationswissenschaften damit eine wichtige Datenquelle entgehen lassen. Denn die psycholinguistische Forschung hat ja überzeugend nachgewiesen, daß sprachliche Fehlleistungen bei Muttersprachlern nicht Ausdruck defekter Kompetenz sind, sondern Verarbeitungsprozesse in realer Zeit zum Vorschein kommen lassen, Aufschluß über die Organisation und Abrufung sprachlichen Wissens geben und dabei selbst hochgradig systematisch sind

(z.B. Fromkin, 1973; Levelt, 1989). Entsprechendes läßt sich im Fall kommunikativer Fehlschläge nachweisen.

Aus verschiedenen Forschungsrichtungen liegen Ansätze dazu vor, kommunikative Fehlschläge als das zu nehmen, was sie sind: nämlich reguläre Erscheinungen der kommunikativen Praxis kompetenter Aktanten. Coupland, Wiemann & Giles (1991) ist zuzustimmen, wenn sie Sprachgebrauch und Kommunikation muttersprachlicher Sprecher als „pervasively and even intrinsically flawed, partial, and problematic“ (S. 3) beschreiben. In diesem Zusammenhang sollte auch daran erinnert werden, daß Kommunikative Kompetenz in der Kommunikationswissenschaft nicht als die Idealnorm postuliert wird, als die Hymes und Habermas sie konzeptualisiert hatten. Vielmehr wird Kommunikative Kompetenz als die Fähigkeit angesehen, Probleme zu vermeiden und Interaktionen und Beziehungen so zu handhaben, daß die Verständigung „geht“ oder „gut genug“ ist (Wiemann & Kelly, 1981). Gegenüber solch minimalistischer Bescheidung für das kommunikative Qualitätsniveau muttersprachlicher Aktanten mutet die Lernersprachenpragmatik fremdsprachlich Handelnden mehr und Anspruchsvolleres zu.

Kommunikative Fehlschläge beruhen auf Entscheidungen über die Bedeutung und Konsequenzen kommunikativer Handlungen (Banks, Ge & Baker, 1991) und sind somit sozio-kognitiv in den Wissenstrukturen der Aktanten fundiert (Redder & Rehbein, 1987). Nach Ochs (1991) stellen sie einen universellen Aktivitätstypus dar, der jeweils kulturspezifisch ausgearbeitet wird. Wie Blum-Kulka & Weizman (1988) aufzeigen, sind kommunikative Fehlschläge unvermeidlicher Bestandteil von Alltagskommunikation, die nach Labov & Fanshel (1977) in verschiedene „Ereignistypen“ untergliedert werden können:

- (a) **Sprecherereignisse**, in denen nur S mit Sicherheit weiß, daß H seinen Redebeitrag mißverstanden hat (d.h., Hs Replik war in propositionaler oder illokutiver Hinsicht nicht relevant in Bezug auf Ss Redeabsicht);
- (b) **Hörerereignisse**, in denen H Nichtübereinstimmung zwischen Ss Redeabsicht und Ss Äußerung vermutet, aber seinen Verdacht nicht artikuliert;
- (c) **Sprecher-Hörerereignisse**, in denen S oder H ihr Mißverständnis öffentlich machen, indem sie eine Reparatursequenz einleiten;
- (d) **strittige Ereignisse**, die aus (c) erwachsen, wenn es S und H nicht gelingt, das Mißverständnis in allen Punkten durch Verhandlung aufzuklären (Blum-Kulka & Weizman, 1988, S. 237f.).

Kommunikative Fehlschläge sind u.a. belegt für

- **referentielle und affektive** Kommunikationsziele in Medien-, Gerichts- und klinischen Diskursen (Aronsson, 1991; Bell, 1991; McTear & King, 1991; West & Frankel, 1991);
- Organisation von **Sprecherwechsel** (Tannen, 1981);
- Verwendung und Interpretation von **Kontextualisierungshinweisen** (Gumperz, 1982, 1992);
- **Zuschreibung illokutiver Kraft** (Weizman, 1985).

Nichtübereinstimmung zwischen Sprecherabsicht und Hörerverstehen steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Problem der **Indirektheit** sprachlicher Handlungen. In den Höflichkeitstheorien von Brown & Levinson (1978/1987) und Leech (1983) wird Indirektheit als Kompensationsstrategie aufgefaßt, die Zumutungen an den Hörer ausgleichen soll. Blum-Kulka (1987) weist dagegen nach, daß die Gleichung „je indirekter, desto höflicher“ nicht aufgeht. Weizman (1989, 1993) zufolge ist Indirektheit nicht durch Höflichkeit motiviert, sondern durch das Verneinungspotential, das nicht-konventionalisierten indirekten Sprechhandlungen inhärent ist. Wie immer die Frage ihrer Funktion entschieden wird, fest steht, daß mit Indirektheit allenthalben zu rechnen ist, und zwar auf propositionaler, illokutiver und relationaler Ebene. Van Dijk (1985) geht sogar soweit, sprachlichen Äußerungen überhaupt semantische und pragmatische Unbestimmtheit zuzuschreiben. Diese Auffassung ist jedoch kaum aufrechtzuerhalten, denn sie unterschätzt den Anteil sprachlicher Routinen, die als Standardbearbeitungen von Wiederholungssituationen allenthalben verwendet werden (Coulmas, 1981; Kasper, 1994; Nattinger & DeCarrico, 1992; Pawley & Syder, 1983). Aber man muß nicht van Dijks radikale Position vertreten, um zu erkennen, daß Ambiguität und Impliztheit sprachliche Interaktion wesentlich kennzeichnen und daher eine produktive Quelle für kommunikative Fehlschläge sind.

Wenn aber kommunikative Fehlschläge unterschiedlichster Art und Schwere ein so durchgängiges Merkmal „kompetenter“ Interaktion sind, stellt sich nicht nur die Frage ihrer Herkunft, sondern auch die ihrer **Funktion**. Kommunikative Fehlschläge bringen Wissens- und Auffassungsdivergenzen zum Vorschein. Durch sie werden kulturelle Annahmen reproduziert, die in sozialer Organisation verankert sind (Ochs, 1991). Sie sind Vehikel für Erwerb, Veränderung, Erweiterung und Differenzierung von Wissen und für die Wissenskoordination zwischen Interaktanten. Neben der konversationsanalytischen Literatur zu Reparaturen (z.B. Jefferson, 1974; Schegloff, 1979; Schegloff, Jefferson & Sacks, 1977) hat insbesondere Ochs (1991) auf die konstruktive Funktion problematischer Rede hingewiesen. Die Autorin zeigt, daß kommunikativen Fehlschlägen eine wesent-

liche Rolle in der Primärsozialisation zukommt, denn über sie werden Kinder in die kulturellen und situativen Kontexte ihres sozialen Umfeldes eingeübt und mit Handlungsalternativen vertraut gemacht. Ochs weist weiterhin nach, daß die Strategien, mit denen Mißverständnisse bearbeitet werden, in wesentlichen Merkmalen kulturspezifisch sind. Z.B. gehört es in Japan und auch in vielen westlichen Gemeinschaften zu den regelmäßig verwendeten Reparaturstrategien erwachsener Gesprächsteilnehmer, ihre eigenen Äußerungen sprachlich zu vereinfachen und die kommunikative Absicht des Kindes zu erraten. Diese Form „absteigender Konvergenz“ von Erwachsenen zu Kindern ist aber etwa in Samoa ganz und gar unüblich. Gedankenlesen ist somit eine kulturspezifische Aktivität, die im Kontext der Primärsozialisation und in Verbindung mit den sprachlichen Konvergenzbemühungen des Erwachsenen eine wichtige Metabotschaft in sich birgt: sie unterstützt den kindlichen Egozentrismus und unterstreicht gleichzeitig den Soziozentrismus des Erwachsenen. Damit werden Kindern wichtige Informationen über die sozialen Rollen von Kindern und Erwachsenen in ihrer Gesellschaft geliefert (Ochs, 1991).

Die wichtige Rolle von Fehlkommunikation beim Wissenserwerb setzt sich in der Schule fort. In der Unterrichtsforschung ist reichlich dokumentiert, wie Zuerkennengeben von Nichtwissen oder Nichtverstehen Lehr- und Lerntätigkeit auslöst. Um negative Rückmeldung auszulösen, muß eine irgendwie problematische Schülerhandlung stattgefunden haben. Negative Rückmeldungen bieten dem Lehrer die Möglichkeit, gezielt auf defektes Schülerwissen einzugehen und genau die Informationen zu liefern, die der Schüler gerade braucht. Dies gilt, wie bekannt, für jede Sorte von Unterricht (z.B. Weeks, 1985) und ist für den Fremdsprachenunterricht besonders gut belegt (z.B. Henrici & Herlemann, 1986; Kasper, 1985; Kleppin & Königs, 1991; Rehbein, 1984).

Die Bedeutung problematischer Kommunikation für den Zweitspracherwerb ist besonders in der Literatur zur *Inputmodifikation* hervorgehoben worden (Larsen-Freeman & Long, 1991, zur Übersicht). Nach Krashens Input-Hypothese (1985) erfüllt verständlicher Input die notwendige und hinreichende Bedingung zweitsprachlichen Lernens. Dabei hat solcher Input die günstigsten Lerneffekte, an dessen Zustandekommen der Lerner aktiv beteiligt ist. Solch **verhandelter** Input entsteht, wenn die ursprüngliche Äußerung des Lerners oder seines Gesprächspartners nicht ohne weiteres verständlich war und über **Anpassungsstrategien** (*conversational adjustments*) wie Bestätigungs- und Verständnisüberprüfungen und Klarstellungsgesuche in den Verständnishorizont beider Gesprächspartner eingebracht wird. Für den Spracherwerb sind kommunikative Fehlschläge

daher geradezu wünschenswert, denn ohne sie tritt der Mechanismus der **Bedeutungsverhandlung** nicht in Aktion (vgl. aber Aston, 1986, zu einer Gegenposition).

Kommunikative Fehlschläge sind demnach nicht ein unvermeidliches Übel, sondern wichtige Informationsquellen für die Interaktanten und für Kommunikations- und Lernforscher; denn sie geben Auskunft über aktuelle Wissenszustände, lokale Wissensanwendung und Wissenserwerb. Dies trifft auf intrakulturelle Kommunikation ebenso zu wie auf interkulturelle Kommunikation. Interkulturelle Kommunikation ist darüberhinaus durch zwei weitere, gegenläufige Tendenzen gekennzeichnet. Zum einen ist die Gelegenheit zu kommunikativen Fehlschlägen wesentlich erhöht, denn die geringere Übereinstimmung im Aktantenwissen macht es schwieriger, Situationsdefinitionen und kommunikative Tätigkeiten zu koordinieren. Zum anderen aber ist häufig die Erfolgserwartung geringer, Toleranz gegenüber Ungenauigkeiten und Unverständlichkeiten größer und die Konvergenzbereitschaft höher als in der intrakulturellen Kommunikation. Dies wird weiter unten näher zu untersuchen sein.

2.3. Monolingualismusannahme

Die dritten Fehlannahme lautet: Der monolinguale und monokulturelle Sprecher ist eine geeignete Norm für Fremdsprachenlerner. Sie ist schon deshalb falsch, weil Sprecher und Lerner von Fremd- und Zweitsprachen, auf welcher Sprachbeherrchungsstufe auch immer, keine monolingualen Sprecher sein können. Sie sind bilinguale oder multilinguale Sprecher, selbst wenn ihre bilingualen Kompetenz in Entwicklung begriffen und ausgesprochen unausgewogen ist. Diese Ansicht setzt einen relativen und dynamischen Begriff von Zwei- und Mehrsprachigkeit (im folgenden „Bilingualismus“) (z.B. Romaine, 1989) voraus, der nicht an einen bestimmten Typus von Bilingualismus gebunden ist. Art, Grad, Entstehungsbedingungen, Funktion und kognitive Repräsentation mehrsprachigen Wissens sind wesentliche Dimensionen in der Beschreibung von und Theoriebildung über Bilingualismus (z.B. Bausch, 1995; Beardsmore, 1986; Cummins & Swain, 1986; Paradis, 1978; Romaine, 1989), bieten aber keine eindeutigen Kriterien zur Gegenstandsabgrenzung.

Daß selbst bilingualen Sprecher mit hochentwickelter Kompetenz in beiden Sprachen nicht zwei monolingualen Sprecher mit einem Kopf sind, wird von empirischen Befunden zur Repräsentation und Verarbeitung zweisprachlichen Wissens unterstützt. Struktur- und Funktionsmerkmale, die den Einfluß der jeweils anderen Sprache aufweisen, sind auf allen Sprachebenen festgestellt worden

(z.B. Beardsmore, 1986, zur Übersicht), wobei die bilingualen Mischformen häufig Zwischenpositionen zwischen denen monolingualer Sprecher einnehmen (vgl. Grosjean, 1982; Paradis, 1978). Die Rezeptions- und Produktionsprozesse bilingualer Sprachbenutzer sind ebenfalls durch Interaktion beider Sprachen und der mit ihnen verbundenen Verarbeitungsstrategien gekennzeichnet (z.B. Romaine, 1989, zur Übersicht). Schließlich dokumentiert die umfangreiche Literatur zum Sprachwechsel (*codeswitching*) die strukturelle Systematik (Myers-Scotton, 1993a) und die pragmatischen Funktionen der alternierenden Sprachverwendung bilingualer Sprecher (Myers-Scotton, 1993b).

Mit ihrem ausschließlichen Fokus auf die wechselnden Repräsentationen und Verarbeitungen der **Zielsprache** im lernersprachlichen Wissen ignoriert die Lernaltersprachenforschung die Bilingualismusforschung seit Weinreich und Haugen. Andernfalls könnte sie nicht übersehen, daß auch die Grundsprache durch den Kontakt mit der Fremdsprache teilweise umstrukturiert wird (Py, 1990). Die holistische Betrachtung der mehrsprachigen Kompetenz und ihrer Entwicklung, die z.B. Grosjean (1985) für die Bilingualismusforschung gefordert hat, sollte auch auf die Lernaltersprachenforschung im allgemeinen (so auch Py, 1990) und die Lernaltersprachenpragmatik im besonderen angelegt werden. Damit gewönne man die Möglichkeit, die Umstrukturierung der Norm auch in der Grundsprache zu beschreiben.

Von den wenigen Untersuchungen in der Lernaltersprachenpragmatik, die das sprachliche Handeln bilingualer Sprecher in ihren **beiden** Sprachen untersuchen, wird die Hypothese eines **interkulturellen Stils** (Blum-Kulka, 1991) in beiden Sprachen unterstützt. Beispielsweise haben White (1989) und Kubota (1991) gezeigt, daß Japanisch-Englische bilingualen Sprecher weniger Hörersignale (*aizuchi*) verwenden als japanische Monolingualen, aber mehr als monolingualen Sprecher des Englischen. LoCastro (1987) beobachtete, daß grundsprachliche Sprecher des amerikanischen Englisch nach einigen Jahren Aufenthalt in Japan mehr Hörersignale in ihrem Englisch verwenden als monolingualen Englischsprecher. Bilingualen Sprecher des Englischen und Hebräischen (Blum-Kulka, 1991; Blum-Kulka & Sheffer, 1993) sowie des Koreanischen und Englischen (Yoon, 1991) unterschieden ihre Wahl von Aufforderungsstrategien und Kompliment-erwiderungen jeweils nach der verwendeten Sprache. Gleichzeitig unterschied sich ihre Wahl von Sprechaktrealisierungsstrategien dabei auch von derjenigen monolingualer Sprecher des Koreanischen, Hebräischen und amerikanischen Englisch.

Nun könnte die lernersprachenpragmatische Forschung z.B. von Beebe und Mitarbeitern (z.B. Takahashi & Beebe, 1993) die Vermutung nahelegen, es handle sich bei den beobachteten interkulturellen Stilen um eine Übergangserscheinung, die sich mit zunehmender Beherrschung der Fremdsprache oder mit ausgehnterem Kontakt mit der Zielgemeinschaft in Anpassung an die pragmatischen Normen der anderen Kultur auflöst. Dies ist aber häufig nicht der Fall. Wie aus der Sprachkontaktforschung bekannt, erhalten sich Zwischenformen häufig dauerhaft und führen zu stabilen Sprachvarietäten (vgl. Odlin, 1989). Die umfassende Forschung zur interkulturellen Kommunikation an australischen Arbeitsplätzen von Michael Clyne (z.B. Clyne, 1991; 1994; Clyne, Ball & Neil, 1991) ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür, wie sich interkulturelle Stile beim Sprecherwechsel und der Ausführung verschiedener sprachlicher Handlungen in der Interaktion reproduzieren und über Generationen erhalten.

Am konsequentesten ist der monolinguale Sprecher als Norm für den Fremdsprachenunterricht bisher in der Literatur zum Englischen als Weltsprache problematisiert worden. Smith (1978) hat davor gewarnt, nichtmuttersprachlichen Sprechern des Englischen weltweit in postkolonialistischer Manier die Varianten britischer oder amerikanischer Muttersprachler als Norm vorzusetzen. Der Fremdsprachenunterricht, so Smith, könne gut ohne derartigen Chauvinismus auskommen. Daß Smiths Warnung nicht übertrieben ist, zeigt Phillipson (1990) in seiner ausführlichen Untersuchung zum Sprachimperialismus auf, in der er nachweist, wie der Englischunterricht durch gezielten Export für politische, ökonomische und militärische Ziele in den Dienst genommen worden ist. Nickel (1985) verfolgt die historische Entwicklung der native-speaker-Norm und problematisiert ebenfalls ihre unkritische Übernahme als Zielnorm für den Fremdsprachenunterricht.

Es liegt inzwischen eine umfassende Literatur zu den Neuen Varietäten des Englischen (*New Englishes*) vor, die die systematischen Besonderheiten ihrer Struktur und Verwendung herausarbeitet (z.B. Kachru, 1985). Gegenüber diesen institutionalisierten oder in der Institutionalisierung begriffenen Varietäten, in denen das Englische „nativisiert“ und als reguläre Verkehrssprache neben anderen Sprachen verwendet wird, mag das Englisch von Fremdsprachenlernern als weniger entwickelt und instabil erscheinen. Dennoch ist seit über 20 Jahren insbesondere aus Japan die Forderung erhoben worden, anglo-amerikanische Normen des Englischen durch die jeweils regional passende Form multinationaler Varietäten des Englischen (*Multinational Englishes*) zu ersetzen, also z.B. für Englischunterricht in Japan durch eine vom Japanischen geprägte Mischform

(Nakayama, 1990; Suzuki, 1971). Diese Forderung ist in jüngerer Zeit dahingehend präzisiert worden, daß die Anpassungsleistung, die mit jeder Form von Sprachenlernen und fremdsprachlicher Kommunikation verbunden ist, nicht auf den Fremdsprachenlerner beschränkt bleiben sollte. So empfiehlt Smith (1978), daß muttersprachliche Sprecher sich in die Kommunikation mit nichtmuttersprachlichen Interaktionspartnern einüben und lernen sollten, ihre mündlichen und schriftlichen Beiträge so zu modifizieren, wie es für die internationale Verständigung am zweckdienlichsten ist.

Am deutlichsten ist die Unsinnigkeit muttersprachlicher Normen in der lingua-franca-Kommunikation, also der Kommunikation zwischen Sprechern unterschiedlicher Grundsprachen, die sich einer dritten Sprache bedienen (Ehlich & Wagner, im Druck; Firth, 1990; Firth, 1995; Wagner, in Vorb.). Der Unterschied zwischen Nichtmuttersprachler- und Muttersprachlerkommunikation und lingua-franca-Gesprächen oder -schriftverkehr ist nicht nur, daß keiner der Beteiligten über muttersprachliche Kompetenz verfügt. Das ist natürlich das Hauptmerkmal von lingua-franca-Kommunikation und als solches schon Argument genug, nicht auf der muttersprachlichen Norm für diesen Kommunikationstyp zu insistieren. Darüberhinaus gilt aber auch, daß keinem der Beteiligten die verwendete Sprache besonders wichtig ist. Nakayama (1990) meint, daß jeder Gesprächspartner seine kulturell geprägten Vorstellungen, Erwartungen und darauf basierenden Handlungsmuster in die Gesprächssituation einbringen wird, ohne daß die verwendete Sprache selbst kulturell geprägt ist. Die Teilnehmer führen also z.B. eine Verhandlung auf Englisch, folgen dabei aber japanischen und deutschen kulturellen Mustern. Nakayamas Vorschlag ist zum einen problematisch, weil ihm eine naive Sprachauffassung im Sinne der *conduit*-Metapher zugrundeliegt, die Sprache als reine Form für von ihr abgetrennte (kulturelle und andere) „Inhalte“ auffaßt (vgl. zur Kritik Stroud, 1992). Zum anderen schützt der gemeinsame „Kode“ gerade dann nicht vor kommunikativen Fehlschlägen, wenn die beteiligten Sprecher die pragmatischen Konventionen ihrer eigenen Sprache in die lingua-franca-Kommunikation einbringen. Ganz im Gegenteil warnen z.B. García & Otheguy (1989, S. 2) vor dem „false sense of mutual intelligibility“, der mit der Verbreitung des Englischen als Weltsprache verbunden ist. Inwieweit in die lingua-franca-Kommunikation pragmatischer Transfer aus allen beteiligten Grundsprachen eingeht, und welche Konsequenzen daraus für den Erfolg des Gesprächs erwachsen, ist bislang noch nicht untersucht worden.

Als wesentliches Argument für die vorgeschlagenen multinationalen Varietäten des Englischen wird vorgebracht, daß muttersprachliche Kompetenz jedenfalls

im Kontext gängiger Schulcurricula ein unrealistisches Ziel für Fremdsprachenlerner sei. Dieses Argument wird zumindest partiell von der Forschung zu kritischen bzw. sensitiven Perioden des Spracherwerbs gestützt (Long, 1990; Paradis, 1994). Aber selbst wenn die neurolinguistischen Bedingungen des Spracherwerbs es ermöglichen, die gleiche Kompetenz in der Fremdsprache wie in der Grundsprache zu entwickeln, wäre es fraglich, ob die kommunikative Praxis zielsprachlicher Aktanten eigentlich die geeignete Richtschnur für nichtmuttersprachliche Sprecher ist. Wie Forschung im Rahmen der Kommunikativen Akkommodationstheorie (z.B. Giles, Coupland & Coupland, 1991) nachweist, ist totale Konvergenz häufig gar nicht wünschenswert, weder aus der Sicht des nichtmuttersprachlichen Sprechers, noch aus der Sicht des zielsprachlichen Gesprächspartners. Fremd- und Zweitsprachensprecher können über die Wahl divergenter Sprechstrategien Abgrenzung von der andern Kultur oder ihrem gegenwärtigen Gesprächspartner symbolisch markieren. Solche **Disidentifikationshandlungen**, die zunächst als motivierender Faktor für phonologische Variation ermittelt worden waren (z.B. Giles, 1973), können Blum-Kulka (1991) zufolge auch divergente Sprechhandlungsstrategien erklären, wie sie z.B. in interkulturellen Stilen zum Ausdruck kommen. Kultureller Widerstand – häufig, aber nicht notwendig gepaart mit Solidarität zur Herkunftskultur – ist demnach ein wesentliches Motiv pragmatischer Divergenz.

Wie Giles, Coupland & Coupland (1991) argumentieren, fallen sprachliche und psychologische Akkommodation jedoch durchaus nicht immer zusammen. So berichtet Woolard (1989), daß in Katalonien die Akkommodationsnorm galt, „Katalonisch darf nur von Kataloniern gesprochen werden“. Kastilische Sprecher, die sprachlich konvergierten, also Katalonier auf Katalonisch ansprachen, schufen damit psychologische Divergenz, die mit Sprachwechsel auf das Kastilische seitens des katalonischen Gesprächspartners beantwortet wurde. In Japan ist diese Dissoziation zwischen sprachlicher und psychologischer Akkommodation besonders virulent in Interaktionen zwischen Japanern und Ausländern. Ausländern, die sich redlich Mühe geben, Japanisch zu sprechen und dies zum Teil auch sehr gut können, wird oft mit *foreigner talk* oder Sprachwechsel auf das Englische begegnet (Coulmas, 1993; Miller, 1982; Ross & Shortreed, 1990; vgl. auch den eindrucksvollen Reisebericht des britischen Journalisten Alan Booth, 1985). Allerdings sind die Erwartungen an das Gesprächsverhalten ausländischer Sprecher auch in Japan nicht einfach und eindeutig festgelegt. Wie Wetzell (1993) in einer kürzlich durchgeführten *matched-guise*-Untersuchung ermittelt hat, beurteilen Japaner Sprecher, die die im Japanischen obligatorischen höflichen Formen

(*keigo*) nicht verwenden, durchgängig negativer als solche Sprecher, die *keigo* verwenden, und zwar unabhängig davon, ob die Verwendungen richtig oder falsch waren. Im Gegenteil, Sprecher, die das falsche *keigo* verwendeten, wurden als höflicher und angenehmer empfunden als Sprecher, die korrektes *keigo* gebrauchten. Demnach können verschiedene Formen sprachlicher Divergenz ganz unterschiedliche psychologische Wirkungen haben, und sprachliche Konvergenz ist nicht unbedingt die günstigste Option. Diese These findet weitere Unterstützung in der bereits erwähnten Untersuchung von White (1989) zu Hörersignalen in Gesprächen zwischen amerikanischen und japanischen Teilnehmern. White ging der verbreiteten Auffassung nach, daß Amerikaner die größere Frequenz von Hörersignalen, die japanische Gesprächsteilnehmer senden, als irritierend empfinden. Sie fand nicht nur, daß ihre Stichprobe diese Antipathie nicht teilte, sondern stellte darüber hinaus fest, daß die Japaner, die Hörersignale besonders ausgiebig verwendeten, von den Amerikanern als besonders interessiert und sympathisch beurteilt wurden. Gegenüber den beschriebenen Divergenzen im Gesprächsverhalten bei psychologischer Konvergenz ist in Gesprächen zwischen deutschen Lernern des Englischen und englischen Muttersprachlern beobachtet worden, daß beide Gesprächspartner die Frequenz ihrer Hörersignale verstärken (Kasper, 1981). Hier fand also beiderseitige gesprächstaktische (und dem Anschein nach auch psychologische) Konvergenz statt, die gleichzeitig vom Gesprächsverhalten unter zielsprachlichen Sprechern abwich. Die verstärkte gesprächssichernde Aktivität beider Partner war funktional bedingt durch die asymmetrische Wissensverteilung unter ihnen und ist charakteristisch für die sog. **exolinguale** Kommunikation (z.B. Luedi, 1992; Py, 1990).

Kommunikationstypen, an denen bilinguale Sprecher beteiligt sind, können nach Py (1990) und Luedi (1992) als zweidimensionaler Raum zwischen den Achsen „einsprachig-zweisprachig“ und „endolingual-exolingual“ modelliert werden. Die so beschriebenen Typen ergeben dabei einen

- (1) **endolingualen einsprachigen** Kommunikationsmodus, in dem das Wissen der Teilnehmer in derselben Sprache symmetrisch verteilt ist;
- (2) **endolingualen zweisprachigen** Kommunikationsmodus, in dem das Teilnehmerwissen in zwei (oder mehr) verwendeten Sprachen symmetrisch verteilt ist;
- (3) **exolingualen einsprachigen** Kommunikationsmodus, in dem das Teilnehmerwissen in derselben Sprache asymmetrisch verteilt ist;

- (4) **exolingualen zweisprachigen** Kommunikationsmodus, in dem das Teilnehmerwissen in zwei (oder mehr) verwendeten Sprachen asymmetrisch verteilt ist (Luedi, 1992, S. 129).

Diesem Modell fügt Py (1990, S. 123f.) eine dritte Dimension hinzu: die Orientierung des „alloglotten“ Sprechers auf unterschiedliche Zielnormen. Ein maximal hohes Anspruchsniveau im Hinblick auf den Beherrschungsgrad der Zweit- oder Fremdsprache entspricht demnach dem Streben nach **Assimilation**, ein minimales Anspruchsniveau dem Streben nach **Marginalisierung**, und eine unbegrenzte Anzahl von Zwischenpositionen dem Streben nach **Integration**, wobei die Identität als Mitglied der Ausgangs- und Zielgemeinschaft beizubehalten bzw. zu erwerben gewünscht wird. Während Py zurecht betont, daß das Spektrum der Integrationsoptionen kontextuelle Variation einschließt, fragt es sich, ob die beiden extremen Positionen ein für allemal bezogen werden müssen. Unterschiedliche Handlungsziele und Situationsauffassungen können die eine oder andere Orientierung begünstigen, selbst dann, wenn der alloglotte Sprachbenutzer generell zu einer bestimmten Orientierung tendiert.

Aus einer Reihe unterschiedlicher Forschungsrichtungen liegen demnach schwerwiegende Argumente gegen den muttersprachlichen Sprecher als pragmatische Norm vor. Ziel von Sprachlernen und Sprachunterricht kann nicht sein, alloglotte Sprecher in monolinguale Sprecher der Zielsprache zu transformieren. Sprachliches Handeln in der Fremdsprache sollte nicht totale Konvergenz an monolinguale zielsprachliche Normen, sondern vielmehr ein jeweils **optimales** Konvergenzniveau (Giles, Coupland & Coupland, 1991) anstreben. Es bleibt darzulegen, welche Überlegungen in die Bestimmung optimaler Konvergenz eingehen müssen.

3. Optimale Konvergenz als pragmatische Norm

Nach der **Kommunikativen Akkommodationstheorie** ist optimale Konvergenz nicht ein für alle mal festgelegt, sondern kontextuell bestimmt. Die gleiche dynamische Auffassung kommunikativer Handlungsnormen wird auch von Frasers (1990) **Theorie des Gesprächsvertrags** (*conversational contract*) vertreten. Frasers Theorie zufolge werden Wahlen sprachlicher Handlungsalternativen zunächst entsprechend den vorgefundenen Ausgangsbedingungen getroffen, wie sie im sozialen Wissen der Teilnehmer repräsentiert sind. Dies betrifft z.B. die Wahl von sozialen Markierungen und strategischen Optionen zur Erreichung sprachlicher Handlungsziele. Durch die Interaktion selbst sind diese Ausgangsbedingun-

gen jedoch modifizierbar: negative Höflichkeitsstrategien können positiven, solidaritätsbetonenden Strategien weichen; förmlicher Stil kann durch informelleren Sprachgebrauch ersetzt werden; Sprecherwechsel kann sich von geringer Frequenz und von Pausen zwischen den Redebeiträgen zu höherer Frequenz und Überlappungen von Redebeiträgen entwickeln und so fort. Ebenso kann es in die umgekehrte Richtung gehen, und divergente und konvergente Handlungssequenzen können einander mehrfach innerhalb eines Gesprächs ablösen. Mit Ausnahme völlig ritualisierter Sprechereignisse sind Gesprächsverträge in mehr oder weniger starkem Ausmaß immer wieder neu aushandelbar.

Mit der Aushandelbarkeit von Gesprächsverträgen ist jedoch nicht gemeint, daß Interaktanten völlig beliebige Wahlen treffen können. Wissens- und Handlungskoordination funktioniert vielmehr nur, wenn die Konstellation von Rechten und Pflichten, die den jeweiligen Gesprächsvertrag kennzeichnet, von den Teilnehmern erkannt und anerkannt wird. Im ethnomethodologischen Verständnis kommt „geordnetes“ und „rechenschaftsfähiges“ Handeln über das als selbstverständlich vorausgesetzte soziale Wissen und die interpretativen Verfahren zustande, die auf diesem Wissen operieren (Firth, 1990). Das Hauptproblem in der interkulturellen Kommunikation ist, daß die Übereinstimmung oder zumindest partielle Überlappung von implizitem Wissen und von Interpretationsverfahren, auf der die intrakulturelle Kommunikation beruht, nicht ohne weiteres gegeben ist.

Unzureichende Wissens- und Handlungskoordination ist zugleich Ursache und Resultat interkultureller Mißverständnisse und pragmatischer Fehlschläge. Dies ist besonders deutlich und folgenschwer in institutionellen Diskursen, z.B. in interkulturellen Bewerbungsgesprächen (Gumperz, 1982), Gerichtsverhören (Scollon & Scollon, 1981), ärztlichen Sprechstunden (Rehbein, 1986), sonderpädagogischen Zuweisungskonferenzen (DuFon, 1993) und akademischen Beratungsgesprächen (Bardovi-Harlig & Hartford, 1992; Fiksdal, 1990; Gumperz, 1992). Daß es besonders schwierig ist für Klienten, ihre Handlungsziele in diesen Gesprächssituationen durchzusetzen, liegt zum einen daran, daß institutionalisierte Sprechereignisse immer auch kulturspezifisch sind und teilweise von der eigenkulturellen Erfahrung des Klienten stark abweichen. Zum anderen befinden sich Klienten in Institutionen *per definitionem* am falschen Ende eines ungleichen Machtdiskurses. In den eben erwähnten Untersuchungen ist es durchgängig so, daß gesprächsstrategische Divergenz zwischen Institutionsvertreter und Klient den Erfolg des Klienten maßgeblich beeinträchtigt. Gerade wegen der realen Konsequenzen, die institutionelle Interaktion für den Klienten mit sich bringt, ist

es wichtig, genau zu ermitteln, worauf kommunikativer Mißerfolg im Einzelnen zurückzuführen ist. Für die Untersuchung mißglückter Kommunikation haben Coupland, Giles & Wiemann (1991, S. 13) ein Analysemodell vorgeschlagen, das neben verschiedenen Dimensionen von Kausalzuschreibungen und Problembewußtsein auch Einschätzungen von Reparierbarkeit umfaßt.

Pragmatische Fehlschläge in verschiedenen Kontexten interkultureller Kommunikation zu erfassen ist daher eine wichtige Aufgabe für die Lernaltersprachenpragmatik. In der interkulturellen Pragmatik und der Lernaltersprachenpragmatik selbst sind hierzu verschiedene theoretische und analytische Vorgehensweisen entwickelt worden (z.B. Blommaert & Verschueren, 1991; Gumperz, 1982, 1992; House, 1993; Janney & Arndt, 1992; Rehbein, 1985; Thomas, 1983). Die interkulturelle Kommunikationsforschung synthetisiert Ansätze aus unterschiedlichen Disziplinen, um kommunikative Fehlschläge theoretisch erklären zu können und Strategien dazu auszuarbeiten, wie sie vermieden werden können (u.a. Beiträge in Asante & Gudykunst, 1989; Gudykunst & Ting-Toomey, 1991; Knapp, Enninger & Knapp-Potthoff, 1987). Aber genauso, wie Enkvist schon 1973 mahnte, wir sollten nicht nur fremdsprachliche Fehler zählen, sondern Erfolg registrieren, ist es auch zum Verständnis interkultureller Kommunikation wesentlich, die Ursachen psychologischer **Konvergenz** genauer zu untersuchen. Fiksdal (1990) zeigte in diesem Zusammenhang auf, wie akademische Berater beziehungs- und -erhaltende Handlungsstrategien differentiell und erfolgreich in der Interaktion mit muttersprachlichen und alloglotten Klienten einsetzen. Erickson & Shultz (1982) machten in ihrer vielbeachteten Analyse von Beratungsgesprächen klar, daß die Identifikation gemeinsamer Erfahrungen oder Interessen (*co-membership*) Divergenz auf anderen Ebenen der Gesprächsführung kompensieren und zu positiven Klient-Berater-Beziehungen führen kann. Aston (1993) wies nach, wie gerade die Rolle als Ausländer und alloglotter Sprecher als Gesprächsanlaß und Vehikel für angenehme Sozialkontakte unter Fremden zu nutzen ist. Die schon zitierten Studien zur Höreraktivität illustrierten, wie gesprächstaktisch divergentes Verhalten die Wirkung psychologischer Konvergenz haben kann. Aus Tannens (1985) Beispielen für den Zusammenhang von pragmatischer Divergenz und psychologischer Konvergenz geht hervor, daß andersartiges Gesprächsverhalten dann als positiv bewertet wird, wenn es in der Wahrnehmung des Partners mit wünschenswerten Eigenschaften und Verhaltensdispositionen verknüpft wird (vgl. Clyne, 1979). Um die Normfrage in der Lernaltersprachenpragmatik zu lösen, besteht deshalb ein weiterer entscheidender Schritt darin, solche divergenten Sprechhandlungsstrategien und Gesprächstaktiken zu

identifizieren, die psychologische Konvergenz bewirken können. Dabei müssen zum einen die situativen Kontexte, die konvergente Effekte divergenten Sprachverhaltens begünstigen, mitanalysiert werden. Zum anderen sollte die kommunikative Wirkung divergenter Handlungsmuster in Serien- und nicht nur in Einzeluntersuchungen erforscht werden. Denn es ist durchaus denkbar, daß von der Zielkultur abweichendes Gesprächsverhalten nicht auffällt oder sogar als interessant, amüsant usw. empfunden wird – solange ihm der Bonus des Exotischen anhaftet. Was zur Routine wird, kann dagegegen durch seine schiere Regelmäßigkeit irritieren. Zwar gilt das auch für die Idiosynkrasien von Mitgliedern der eigenen Kultur- und Sprachgemeinschaft, und ein gutes Maß an Toleranz wird schon aus Gründen der effektiven Alltagsbewältigung allen Sprechern entgegengebracht und abverlangt. Aber nichtmuttersprachliche Sprachbenutzer laufen vermutlich eher Gefahr, über ihre divergenten Sprechweisen stigmatisiert zu werden – insbesondere wenn sprachliche Divergenz mit Andersartigkeit im nonverbalen Verhalten zusammentrifft.

Realistischerweise muß man auch zugeben, daß Information über die Kommunikationspraktiken, die optimale Konvergenz im jeweiligen Kontext begünstigen, zwar wesentlich für die Konstruktion pragmatischer Normen sind; pragmatische Fehlschläge sind dadurch jedoch nicht aus der Welt zu schaffen – nicht für die intrakulturelle Kommunikation und für die interkulturelle Kommunikation schon gar nicht. Geeignete Defensivstrategien, die pragmatische Fehlschläge vermeiden helfen und dazu geeignet sind, aufgetretene Probleme zu beheben oder zumindest zu mildern, müssen daher als Bestandteil interkultureller kommunikativer Kompetenz erkannt und in das Forschungsprogramm der Lernaltersprachenpragmatik aufgenommen werden. Hierzu wird es nützlich sein, die Literatur zur interaktionellen Modifikation (s.o., Abschnitt 2.2.) und zu Kommunikationsstrategien (Bialystok, 1990; Kasper & Kellerman, in Vorb.; Poulisse, 1990) aus der Zweitspracherwerbsforschung heranzuziehen.

Schließlich sollten die Konfliktvermeidungs- und Konfliktbearbeitungsstrategien empirisch untersucht werden, die Janney und Arndt (1992) aus ihrem Prinzip des „interkulturellen Taktes“ ableiten. Als globale, vermutlich universell günstige Verhaltensstile in interkultureller Kommunikation empfehlen Janney und Arndt zurückgenommenes Auftreten und hohe Akzeptanz – wobei das Problem darin besteht, daß die kommunikativen Indikatoren, die solche Dispositionen markieren, interkulturell variieren. Daher ist gegenseitige Information darüber, was in der Kultur des Partners als höfliches, unaggressives Verhalten auf sprachlicher und außersprachlicher Ebene gilt, eine wesentliche Voraussetzung für

Kommunikationserfolg. Gleichzeitig unterstreichen Janney und Arndt aber ganz richtig, daß Kommunikation ja nie zwischen abstrakten Vertretern verschiedener Kulturen in nicht näher definierten Kontexten, sondern immer zwischen konkreten Personen in bestimmten Situationen stattfindet. Bei gemeinsamen oder komplementären Zielen der Teilnehmer, wie z.B. am Arbeitsplatz, im Unterricht, in Geschäftsverhandlungen, Verkaufsgesprächen, internationalen Konferenzen oder Organisationen, werden relativ stabile, eigenkulturell geprägte Schemata durch temporäre, situativ bestimmte Annahmen ersetzt, die von den konkreten Interessen der Teilnehmer geleitet werden und einen positiven Bezugsrahmen für den Verlauf der Interaktion abgeben. Solange ein solcher positiver Bezugsrahmen aufrechterhalten bleibt, besteht selbst bei nicht immer begreiflichem Kommunikationsverhalten des Partners kaum ein Konfliktrisiko. Für den Fall, daß dennoch Unstimmigkeit entsteht, schlagen Janney und Arndt eine Reihe von Bearbeitungsstrategien vor, die weitere Eskalation vermeiden helfen können. Für die interkulturelle Pragmatik und die Lernaltersprachenpragmatik ist es eine zentrale Aufgabe, nicht nur die Entstehungsbedingungen von Konflikten im interkulturellen Diskurs empirisch zu ermitteln, sondern gerade auch wirksame Lösungsstrategien zu untersuchen, mit denen Gesprächspartner bei unterschiedlichen Teilnehmvoraussetzungen, Zielsetzungen und Kontextbedingungen erfolgreich intervenieren können. Solche Forschung ist unabdingbar, um das Normproblem in der Lernaltersprachenpragmatik zu lösen, denn:

„the study of intercultural communication requires a special approach; there are no adequate intracultural solutions to problems of intercultural misunderstanding.“ (Janney & Arndt, 1992, S. 41)

Eingang des revidierten Manuskripts: 20.12.1994

Literaturverzeichnis

- Aronsson, Karin. (1991). Social interaction and the recycling of legal evidence. In Coupland, Giles & Wiemann (1991), 215-243.
- Asante, Molefi Kete & Gudykunst, William B. (Hrsg.). (1989). *Handbook of international and intercultural communication*. Newbury Park: Sage.
- Aston, Guy. (1986). Trouble-shooting in interactions with learners: the more the merrier? *Applied Linguistics*, 7, 128-143.
- Aston, Guy. (1993). Notes on the interlanguage of comity. In Kasper & Blum-Kulka (1993), 224-250.
- Atkinson, J. Maxwell & Heritage, John (Hrsg.). (1984). *Structures of social action*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Banks, Stephen P., Ge, Gao & Baker, Joyce. (1991). Intercultural encounters and miscommunication. In Coupland, Giles & Wiemann (1991), 103-120.
- Bardovi-Harlig, Kathleen & Hartford, Beverly S. (1990). Congruence in native and nonnative conversations: Status balance in the academic advising session. *Language Learning*, 40, 467-501.
- Bausch, Karl-Richard. (1995). Zwei- und Mehrsprachigkeit. In Karl-Richard Bausch, Herbert Christ & Hans-Jürgen Krumm (Hrsg.), *Handbuch Fremdsprachenunterricht* (3. Aufl., S. 81-87). Tübingen: Francke.
- Beardmore, Hugo. (1986). *Bilingualism: Basic principles*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Bell, Allan. (1991). Hot air: Media, miscommunication, and the climate change issue. In Coupland, Giles & Wiemann (1991), 259-282.
- Bialystok, Ellen. (1990). *Communication strategies*. Oxford: Blackwell.
- Bley-Vroman, Robert. (1983) The comparative fallacy in interlanguage studies. *Language Learning*, 33, 1-17.
- Blommaert, Jan & Verschueren, Jef (Hrsg.). (1991). *The pragmatics of international and intercultural communication*. Amsterdam: Benjamins.
- Blum-Kulka, Shoshana. (1982). Learning how to say what you mean in a second language: A study of speech act performance of learners of Hebrew as a second language. *Applied Linguistics*, 3, 29-59.
- Blum-Kulka, Shoshana. (1987). Indirectness and politeness in requests: Same or different? *Journal of Pragmatics*, 11, 131-146.
- Blum-Kulka, Shoshana. (1991). Interlanguage pragmatics: The case of requests. In Robert Phillipson, Eric Kellerman, Larry Selinker, Michael Sharwood Smith & Merrill Swain (Hrsg.). *Foreign/second language pedagogy research* (S. 255-272). Clevedon: Multilingual Matters.
- Blum-Kulka, Shoshana & House, Juliane. (1989). Cross-cultural and situational variation in requestive behavior. In Blum-Kulka, House & Kasper (1989), 123-154.
- Blum-Kulka, Shoshana, House, Juliane & Kasper, Gabriele. (Hrsg.). (1989). *Cross-cultural pragmatics*. Norwood, NJ: Ablex.
- Blum-Kulka, Shoshana & Sheffer, Hadass. (1993). The metapragmatic discourse of American-Israeli families at dinner. In Kasper & Blum-Kulka (1993), 196-223.
- Blum-Kulka, Shoshana & Weizman, Elda. (1988). The inevitability of misunderstandings. *Text*, 8, 219-241.
- Booth, Alan. (1985). *The roads to Sata*. Harmondsworth: Penguin.
- Brown, Penelope & Levinson, Stephen. (1987). *Politeness: Some universals in language usage*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cicourel, Aaron V. (1973). *Cognitive sociology*. London: Macmillan.
- Clyne, Michael. (1979). Communicative competences in contact. *ITL Review of Applied Linguistics*, 43, 17-37.
- Clyne, Michael (1991). Patterns of inter-cultural communication in Melbourne factories. *Language & Language Education*, 1, 5-30.
- Clyne, Michael. (1994). Cultural variation in the interrelation of speech acts and turn-taking. In Martin Pütz (Hrsg.), *Language contact and language conflict* (S. 205-221). Amsterdam: John Benjamins.
- Clyne, Michael, Ball, Martin & Neil, Deborah. (1991). Intercultural communication at work in Australia: Complaints and apologies in turns. *Multilingua*, 10, 251-273.
- Corder, S. Pit. (1978). Language-learner language. In Jack C. Richards (Hrsg.), *Understanding second and foreign language learning* (S. 71-92). Rowley, MA: Newbury House.

- Coulmas, Florian. (1981). *Routine im Gespräch. Zur pragmatischen Fundierung der Idiomatik*. Wiesbaden: Athenaion.
- Coulmas, Florian. (1993). *Das Land der rituellen Harmonie*. Frankfurt: Campus.
- Coupland, Nikolas, Giles, Howard & Wiemann, John M. (Hrsg.). (1991). „Miscommunication“ and problematic talk. Newbury Park: Sage.
- Coupland, Nikolas, Coupland, Justine & Giles, Howard. (1991). *Language, society and the elderly*. Oxford: Blackwell.
- Cummins, Jim & Swain, Merrill. (1986). *Bilingualism in education*. London: Longman.
- DuFon, Margaret A. (1993). Referential and relational meaning in interpreted discourse. *Journal of Pragmatics*, 20, 533-558.
- Duranti, Alessandro. (1994). *From grammar to politics*. Berkeley: University of California Press.
- Duranti, Alessandro & Goodwin, Charles. (Hrsg.). (1992). *Rethinking context*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ehlich, Konrad & Wagner, Johannes. (Hrsg.). (im Druck). *Discourse of business negotiation*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Enkvist, Nils Erik. (1973). Should we count errors or measure success? In Jan Svartvik (Hrsg.), *Errata* (S. 16-23). Lund: Gleerup.
- Erickson, Frederick & Shultz, Jeffrey. (1982). *The counselor as gatekeeper: Social interaction in interviews*. New York: Academic Press.
- Fiksdal, Susan. (1990). *The right time and pace: A microanalysis of cross-cultural gatekeeping interviews*. Norwood, NJ: Ablex.
- Firth, Alan. (1990). 'Lingua franca' negotiations: towards an interactional approach. *World Englishes*, 9, 269-280.
- Firth, Alan. (Hrsg.). (1995). *The discourse of negotiation*. Oxford: Pergamon.
- Fishman, John. (1971). *Sociolinguistics*. Rowley, MA: Newbury House.
- Fraser, Bruce. (1990). Perspectives on politeness. *Journal of Pragmatics*, 14, 219-236.
- Fromkin, Veronika. (Hrsg.). (1973). *Speech errors as linguistic evidence*. The Hague: Mouton.
- García, Ofelia & Otheguy, Ricardo L. (Hrsg.). (1989). *English across cultures – cultures across English*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Garfinkel, Harold. (1967). *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
- Giles, Howard. (1973). Accent mobility: A model and some data. *Anthropological Linguistics*, 15, 87-105.
- Giles, Howard, Coupland, Justine & Coupland, Nikolas. (Hrsg.). (1991). *Contexts of accommodation*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Grosjean, François. (1982). *Life with two languages*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Grosjean, François. (1985). The bilingual as a competent but specific speaker-hearer. *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 6, 467-477.
- Gudykunst, William B. & Ting-Toomey, Stella. (1991). Ethnic identity, language and communication breakdown. In Howard Giles & W. Peter Robinson (Hrsg.), *Handbook of language and social psychology* (S. 209-327). Chichester: Wiley.
- Gumperz, John. (1982). *Discourse strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gumperz, John. (1992). Contextualization and understanding. In Duranti & Goodwin (1992), 229-252.
- Henrici, Gerd & Herlemann, Brigitte. (1986). *Mündliche Korrekturen im Fremdsprachenunterricht*. München: Goethe-Institut.

- Herbert, Robert & Speight, Stephen H. (1989). Compliment-rejection versus compliment-avoidance. *Language and Communication*, 9, 35-47.
- Hill, Beverly, Ide, Sachiko, Ikuta, Shoko, Kawasaki, Akiko & Ogino, Tsunao. (1986). Universals of linguistic politeness: Quantitative evidence from Japanese and American English. *Journal of Pragmatics*, 10, 347-371.
- Holmes, Janet. (1988). Paying compliments: A sex-preferential positive politeness strategy. *Journal of Pragmatics*, 12, 445-465.
- Holmes, Janet. (1989). Sex differences and apologies: One aspect of communicative competence. *Applied Linguistics*, 10, 194-213.
- House, Juliane. (1993). Toward a model for the analysis of inappropriate responses in native/nonnative interactions. In Kasper & Blum-Kulka (1993), 161-183.
- Janney, Richard W. & Arndt, Horst. (1992). Intracultural tact versus intercultural tact. In Richard J. Watts, Sachiko Ide & Konrad Ehlich (Hrsg.), *Politeness in language* (S. 21-41). Berlin: Mouton de Gruyter.
- Jefferson, Gail. (1974). Error correction as an interactional resource. *Language in Society*, 3, 181-200.
- Kachru, Braj B. (1985). Standards, codification and sociolinguistic realism: the English language in the outer circle. In Randolph Quirk & Henry Widdowson (Hrsg.), *English in the world* (S. 11-30). Cambridge: Cambridge University Press.
- Kasper, Gabriele. (1981). *Pragmatische Aspekte in der Interimsprache*. Tübingen: Narr.
- Kasper, Gabriele. (1985). Repair in foreign language teaching. *Studies in Second Language Acquisition*, 7, 200-215.
- Kasper, Gabriele. (1992). Pragmatic transfer. *Second Language Research*, 8, 203-231.
- Kasper, Gabriele. (1993). Interkulturelle Pragmatik und Fremdsprachenlernen. In Johannes Peter Timm & Hans Johannes Vollmer (Hrsg.), *Kontroversen in der Fremdsprachenforschung* (S. 41-77). Bochum: Brockmeyer.
- Kasper, Gabriele. (1994). *Routine and indirectness in interlanguage pragmatics. Plenarvortrag gehalten auf der 8. internationalen Jahrestagung 'Pragmatics and Language Learning'*, Urbana-Champaign, IL, März 1994.
- Kasper, Gabriele & Blum-Kulka, Shoshana. (Hrsg.). (1993). *Interlanguage pragmatics*. New York: Oxford University Press.
- Kasper, Gabriele & Kellerman, Eric. (Hrsg.). (in Vorb.) *Advances in communication strategy research*. London: Longman.
- Kerekes, Julie. (1992). *Development in nonnative speakers' use and perceptions of assertiveness and supportiveness in mixed-sex conversations*. Unveröffentlichte Magisterarbeit, University of Hawai'i at Manoa.
- Kitao, Kenji. (1990). A study of Japanese and American perceptions of politeness in requests. *Doshisha Studies in English*, 50, 178-210.
- Kleppin, Karin & Königs, Frank G. (1991). *Der Korrektur auf der Spur*. Bochum: Brockmeyer.
- Knapp, Karlfried, Enninger, Werner & Knapp-Potthoff, Annelie. (Hrsg.). (1987). *Analyzing intercultural communication*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Kubota, Mayumi. (1991). *The use of back channel behaviors by Japanese and American bilingual persons*. Unveröffentlichte Dissertation, Indiana University.
- Labov, William & Fanshel, David. (1977). *Therapeutic discourse*. New York: Academic Press.
- Larsen-Freeman, Diane & Long, Michael H. (1991). *An introduction to second language acquisition research*. London: Longman.

- Lee, Candis. (1990). Cute yaw haiya--nah! Hawai'i Creole English compliments and their responses: Implications for cross-cultural pragmatic failure. *University of Hawai'i Working Papers in English as a Second Language*, 9(1), 115-160.
- Lee-Wong, Song Mei. (1993). *Requesting in Putonghua: politeness, culture and forms*. Unveröffentlichte Dissertation, Monash University, Melbourne.
- Leech, Geoffrey. (1983). *Principles of pragmatics*. London: Longman.
- Levelt, Willem J.M. (1989). *Speaking*. Cambridge, MA: MIT Press.
- LoCastro, Virginia. (1987). Aizuchi: A Japanese conversational routine. In Larry E. Smith (Hrsg.), *Discourse across cultures* (S. 101-113). New York: Prentice Hall.
- Long, Michael H. (1990). Maturation constraints on language development. *Studies in Second Language Acquisition*, 12, 251-286.
- Lüdi, Georges. (1992). Status et fonctions des marques transcodique en conversation exolingue. *Actes de XXe Congres International de Linguistique et Philologie Romanes Tome II, Section II - Analyse de la conversation* (S. 125-136). Tübingen: Niemeyer.
- Lüdi, Georges & Py, Bernard. (1986). *Etre bilingue*. Bern: Lang.
- McTear, Michael F. & King, Florence. (1991). Miscommunication in clinical contexts: The speech therapy interview. In Coupland, Giles & Wiemann (1991), 195-214.
- Michaelis, Kate. (1992). *Regional variation in request realization*. Unveröffentlichtes Scholarly Paper, University of Hawai'i at Manoa.
- Miles, Peggy. (1994). Compliments and gender. *Occasional Papers Series, No. 26. Department of English as a Second Language. University of Hawai'i at Manoa*.
- Miller, Roy A. (1982). *The Japanese language: The myth and beyond*. Tokyo: Weatherhill.
- Moerman, Michael. (1988). *Talking culture: Ethnography and conversation analysis*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Myers-Scotton, Carol. (1993a). *Duelling languages*. Oxford: Clarendon.
- Myers-Scotton, Carol. (1993b). *Social motivations for codeswitching*. Oxford: Clarendon.
- Nakayama, Yukihiko. (1990). Multinational Englishes (ME) for intercultural communication. *Scientific Review of Setsunan University, Ser. B, 8*, 1-14.
- Nattinger, James R. & DeCarrico, Jeanette S. (1992). *Lexical phrases and language teaching*. Oxford: Oxford University Press.
- Nickel, Gerhard. (1985). How 'native' can (or should) a non-native speaker be? *ITL Review of Applied Linguistics*, 67-68, 141-160.
- Ochs, Elinor. (1991). Misunderstanding children. In Coupland, Giles & Wiemann (1991), 44-60.
- Odlin, Terence. (1989). *Language transfer*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Olshtain, Elite & Blum-Kulka, Shoshana. (1985). Degree of approximation: Nonnative reactions to native speech act behavior. In Susan M. Gass & Carolyn Madden (Hrsg.), *Input in second language acquisition* (S. 303-325). Rowley, MA: Newbury House.
- Paradis, Michel. (Hrsg.). (1978). *Aspects of bilingualism*. Columbia, SC: Hornbeam Press.
- Paradis, Michel. (1994). Neurolinguistic aspects of implicit and explicit memory: Implications for bilingualism. In Nick C. Ellis (Hrsg.), *Implicit and explicit learning of languages* (S. 393-419). London: Academic Press.
- Pawley, Andrew & Syder, Frances Hodgetts. (1983). Two puzzles for linguistic theory: Nativelike selection and nativelike fluency. In Jack C. Richards & Richard Schmidt (Hrsg.), *Language and communication* (S. 191-225). London: Longman.
- Phillipson, Robert. (1990). *Linguistic imperialism*. Oxford: Oxford University Press.
- Poullisse, Nanda. (1990). *The use of compensatory strategies by Dutch learners of English*. Dordrecht: Foris.

- Preisler, Bent. (1986). *Linguistic sex roles in conversation: Social variation in the expression of tentativeness in English*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Py, Bernard. (1990). Bilinguisme, exolinguisme et acquisition: rôle de L1 dans l'acquisition de L2. In EFS Network on Codeswitching and Language Contact (Hrsg.), *Papers for the Workshop on Impact and Consequences, Brussels 1990* (S. 115-137). Strasbourg: European Science Foundation.
- Redder, Angelika & Rehbein, Jochen. (1987). Zum Begriff der Kultur. In Angelika Redder & Jochen Rehbein (Hrsg.), *Arbeiten zur interkulturellen Kommunikation*. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, 38, 7-21.
- Rehbein, Jochen. (1984). Reparative Handlungsmuster und ihre Verwendung im Fremdsprachenunterricht. *ROLIG papir 34*. Roskilde: Roskilde Universitetscenter.
- Rehbein, Jochen. (Hrsg.). (1985). *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Rehbein, Jochen. (1986). Institutioneller Ablauf und interkulturelle Mißverständnisse in der Allgemeinpraxis. *Curare*, 9, 297-328.
- Robinson, Mary Ann. (1992). Introspective methodology in interlanguage pragmatics research. In Gabriele Kasper (Hrsg.), *Pragmatics of Japanese as native and target language*. Technical Report # 3, Second Language Teaching & Curriculum Center, University of Hawai'i at Manoa, 27-82.
- Romaine, Suzanne. (1989). *Bilingualism*. Oxford: Blackwell.
- Ross, Steven & Shortreed, Ian. (1990). Japanese foreigner talk: Convergence or divergence? *Journal of Asian and Pacific Communication*, 1, 136-146.
- Schegloff, Emanuel, Jefferson, Gail & Sacks, Harvey. (1977). The preference for self-correction in the organization of repair in conversation. *Language*, 53, 361-382.
- Schlieben-Lange, Brigitte. (1974). *Soziolinguistik*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Scollon, Ron & Scollon, Suzanne B. K. (1981). *Narrative, literacy and face in interethnic communication*. Norwood, NJ: Ablex.
- Selinker, Larry (1972). Interlanguage. *IRAL*, 10, 209-230.
- Smith, Larry. (1978). Some distinctive features of EIL vs. ESOL in English language education. *Culture Learning Institute Report*, 5(3), 5-7, 10-11. Honolulu, HI: East-West Center. (Wiederabdruck in Larry Smith. (Hrsg.). (1983), *Readings in English as an international language*. Oxford: Pergamon).
- Snow, Catherine E., Perlmann, Rivka Y., Berko Gleason, Jean & Hooshyar, Nahid. (1990). Developmental perspectives on politeness: Sources of children's knowledge. *Journal of Pragmatics*, 14, 289-305.
- Stroud, Christopher. (1992). The problem of intention and meaning in code-switching. *Text*, 12, 127-155.
- Suzuki, T. (1971). From English to *Englic*. *The English Teacher's Magazine*, January 1971, 4-5.
- Takahashi, Satomi. (1993). Transferability of L1 indirect strategies to L2 contexts. In Lawrence F. Bouton & Yamuna Kachru (Hrsg.), *Pragmatics and language learning* (Bd. 4, S. 50-84). Urbana, IL: Division of English as an International Language, University of Illinois at Urbana-Champaign.
- Takahashi, Tomoko & Beebe, Leslie M. (1987). The development of pragmatic competence by Japanese learners of English. *JALT Journal*, 8, 131-155.
- Takahashi, Tomoko & Beebe, Leslie M. (1993). Cross-linguistic influence in the speech act of correction. In Kasper & Blum-Kulka (1993), 138-157.
- Tanaka, Noriko. (1988). Politeness: Some problems for Japanese speakers of English. *JALT Journal*, 9, 81-102.

- Tannen, Deborah. (1981). The machine-gun question: An example of conversational style. *Journal of Pragmatics*, 5, 383-397.
- Tannen, Deborah. (1985). Cross-cultural communication. In van Dijk (1985), Bd. 4, 203-215.
- Thomas, Jenny. (1983). Cross-cultural pragmatic failure. *Applied Linguistics*, 4, 91-112.
- van Dijk, Teun A. (Hrsg.). (1985). *Handbook of discourse analysis*. London: Academic Press.
- Wagner, Johannes. (in Vorb.). Out of the classroom: Communication strategies in business encounters. In Kasper & Kellerman (in Vorb.).
- Weeks, P. (1985). Error correction techniques and sequences in instructional settings. *Human Studies*, 8, 195-233.
- Weizman, Elda. (1985). Towards an analysis of opaque utterances: Hints as a request strategy. *Theoretical Linguistics*, 12, 153-163.
- Weizman, Elda. (1989). Requestive hints. In Blum-Kulka, House & Kasper (1989), 71-96.
- Weizman, Elda. (1993). Interlanguage requestive hints. In Kasper & Blum-Kulka (1993), 123-137.
- West, Candace & Frankel, Richard M. (1991). Miscommunication in medicine. In Coupland, Giles & Wiemann (1991), 166-194.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1983). Small insults: A study of interruptions in cross-sex conversations between unacquainted persons. In Barrie Thorne, Cheris Kramarae & Nancy Henley (Hrsg.), *Language, gender and society* (S. 102-117). Rowley, MA: Newbury House.
- Wetzel, Patricia. (1993). *Challenging the quantitative paradigm: a pragmatic account of Japanese attitudes towards keigo*. Vortrag gehalten auf der 4. Internationalen Pragmatikkonferenz, Kobe, Juni 1993.
- White, Sheida. (1989). Backchannels across cultures: A study of Americans and Japanese. *Language in Society*, 18, 59-76.
- Wiemann, John M. & Kelly, Clifford W. (1981). Pragmatics of interpersonal competence. In Carol Wilder-Mott & John H. Weakland (Hrsg.), *Rigor and imagination: Essays from the legacy of Gregory Bateson*. New York: Praeger, 283-297.
- Wolfson, Nessa. (1989). *Perspectives: Sociolinguistics and TESOL*. New York: Newbury House.
- Woolard, Kathryn A. (1989). *Double talk: Bilingualism and the politics of ethnicity in Catalonia*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Yoon, Keumil Kim. (1991). Bilingual pragmatic transfer to speech acts: Bi-directional responses to a compliment. In Lawrence F. Bouton & Yamuna Kachru (Hrsg.), *Pragmatics and language learning* (Bd. 2, S. 75-100). Urbana, IL: Division of English as an International Language, University of Illinois at Urbana-Champaign.

Laut Denken und Still Schreiben

Zur Triangulierung von Prozeß- und Produktdaten in der L2-Schreibprozeßforschung

Gabriele Neumann*

This article deals with methodological problems in studying the writing process in L1 and L2. The data used for illustration are film narratives of Chafe's „Pearl Film“. The informants had to retell the film in two written versions (L1 and L2), accompanied by audio recorded thinking aloud. In addition, retrospective interviews were carried out with the informants. The data from Think Aloud Protocols (TAPs) used in translation tasks lead to a number of interesting results with respect to evidence for lexical/communicative strategies. For gaining insight into the writing process, however, TAPs do not seem to be as fruitful. Is this due to the more complex task or only to idiosyncratic differences between the different sets of informants? Which parts of a verbalization process are prone to occur in a TAP and which are not? Can the information from the TAPs be more accessible if combined with other data? The article discusses these questions and proposes triangulation of different kinds of data as indispensable for gaining insight into the process of writing.

1. Einleitung

Nach dem richtungweisenden Schreibmodell für die Erstsprache (L1) von Flower & Hayes (1980) widmen sich in jüngster Zeit viele Forschungsprojekte der Erforschung des Schreibprozesses in der Zweitsprache (L2) (vgl. Krings, 1992b, S. 48-50). Eine wesentliche Frage bei der Analyse von Prozessen ist die Art und Weise, wie man Einblick in den jeweiligen Prozeß erhält. Die meisten Projekte arbeiten mit einem oder höchstens zwei Datentypen. Lautes Denken (im folgenden kurz LD) ist die primäre Methode für die introspektive Analyse des Schreibprozesses (vgl. Krings ebd.). Mit dieser Methode erhalten verschiedene Projekte jedoch ganz unterschiedliche Daten. Unterschiede bestehen vor allem hinsichtlich der Häufigkeit von metasprachlichen Äußerungen von Informanten. In einigen Projekten gibt es eine Vielzahl von metasprachlichen Äußerungen, d.h. in diesem Falle Äußerungen über den Schreibprozeß, in anderen Projekten fehlt diese Art von Äußerungen völlig. Entsprechend kommen unterschiedliche Projekte zu unterschiedlichen Ergebnissen. Ziel dieses Aufsatzes ist es, Ursachen für diese Unterschiede aufzuzeigen und Datentriangulierung zur Minimierung von Fehlerquellen

* **Korrespondenzadresse:** G. Neumann, M.A., Englische Sprachwissenschaft, Wilhelm-Röpke-Str. 6D, 35032 Marburg. e-mail: neumann@mail.uni-marburg.de; FAX: 06421-287020;

aus einzelnen Datentypen vorzuschlagen. Unterschiedliche Ergebnisse aus ähnlichen Datenerhebungssituationen werden anhand der Projekte von Zimmermann und Krings dargestellt. Dabei versteht sich das Projekt Zimmermanns ausdrücklich als methodische Weiterführung von Projekten wie denen von Krings und wäre ohne die Erfahrungen aus diesen Arbeiten nicht möglich gewesen.

In vielen Veröffentlichungen zum Schreibprozeß erfolgt die Darstellung der Schreibaufgaben sowie der Datenerhebungsmethoden, wenn überhaupt, nur relativ kurz. Die Daten bilden jedoch ein wichtiges Element für die Erstellung von theoretischen Modellen. Dieser Artikel stellt einige Datentypen vor und versucht, unterschiedliche Ergebnisse aus der Erhebungssituation heraus zu erklären. Im Zentrum des Artikels steht die Triangulierung, d.h. die Kombination verschiedener Datentypen bei der Analyse einer experimentellen Aufgabe (vgl. Grotjahn, 1987, 1993), als Möglichkeit zur Informationsmaximierung. Es wird vorgeschlagen, gleichzeitig introspektive, retrospektive und Produkt-Daten für die Analyse des L2-Schreibprozesses heranzuziehen. Daß dies bisher kaum geschehen ist, liegt zum einen sicher an dem sehr hohen Arbeitsaufwand, der mit dieser Vorgehensweise verbunden ist, zum anderen aber auch daran, daß das Forschungsgebiet noch relativ jung ist (vgl. Krings, 1992a, S. 50).

2. LD-Protokolle bei narrativen Schreibaufgaben in der L2

Neben den L2-Schreibprojekten von Zimmermann¹ und Krings gibt es noch eine Reihe weiterer Projekte zum L2-Schreibprozeß, wie etwa die von Börner, Friedlander, Dam, Legenhausen & Wolff, Königs oder Zamel (vgl. Krings, 1992b, S. 48ff.) und auch Gülich (vgl. Dausendschön-Gay, Gülich & Krafft, 1992). Krings und Zimmermann eignen sich aber besonders für einen Vergleich, da beide mit ähnlichen Informantengruppen (nämlich Studierenden im Hauptstudium einer Fremdsprache) arbeiten und beide zunächst das LD als Methode zur Introspektion in den L2-Schreibprozeß anwenden.

2.1 Narratives Schreiben in der L2 – Beschreibung des Versuchsdesigns

Einer der Gründe für die Verwendung von LD-Protokollen in narrativen L2-Schreibaufgaben ist die erfolgreiche Anwendung der Methode bei anderen experimentellen Aufgaben, etwa beim Übersetzen von der Erst- in die Zweitsprache²

¹ „Mündliche und schriftliche Textproduktion in Mutter- und Fremdsprache“, gefördert vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst.

² Vgl. z.B. Übersetzungsdaten von Krings (1986) und Zimmermann (1987, 1989, 1990).

Im Projekt Zimmermanns zur Erforschung des L2-Schreibprozesses wurde zunächst ausschließlich mit LD-Protokollen zum narrativen Schreiben operiert. Vor der weiteren Diskussion der Ergebnisse und Probleme mit diesem Verfahren gebe ich zunächst eine kurze Beschreibung der experimentellen Aufgabe.

Acht Studierende, wiederum im Hauptstudium Anglistik, sahen den „Birnenfilm“ von Wallace L. Chafe (1980), einen etwa fünfminütigen Stummfilm mit Geräuschen über einen birnenpflückenden Bauern und einen birnenstehenden Jungen. Sie erhielten die Aufgabe, den Film schriftlich zu erzählen, und dabei alles, was ihnen durch den Kopf ging, zu sagen. Die Instruktion enthielt keine näheren Erläuterungen, wie dies zu geschehen habe, und es wurde kein Zeitlimit vorgegeben.³ Bei der Datenerhebung befanden sich die Informanten allein im Raum und sprachen den Text mit einem Head-Set-Mikrofon auf Band. Um einen L1-L2-Vergleich zu ermöglichen, wurde eine sequentielle Erhebung der Daten durchgeführt, bei der die Hälfte der Informanten den Text zuerst auf deutsch und dann auf englisch, die andere zuerst auf englisch und dann auf deutsch erzählte.

Die LD-Protokolle sollten Daten liefern, die eine Einsicht in die Planungsprozesse beim Schreiben liefern. Auf Daten aus vergleichbaren Projekten fußt z.B. das Modell des L2-Schreibprozesses von Krings (1989) oder das Modell des L1-Schreibprozesses von Flower & Hayes (1980).

2.2. Datenauswertung der LD-Protokolle

Die LD-Daten in Zimmermanns Projekt wiesen kaum metasprachliche Äußerungen auf. Es wurden wenig Informationen zur globalen Strukturierung des Schreibprozesses verbalisiert. Quantitativ am häufigsten waren Probeformulierungen. Unter Probeformulierungen werden im Kodierungsschema des Projekts Äußerungen gefaßt, die vor dem tatsächlichen Schreiben verbalisiert und meist auch niedergeschrieben werden.⁴ Sie überschreiten in der Regel nicht die Länge von (Teil-) Sätzen (vgl. Raab, 1992, S. 47). Probeformulierungen geben wenig explizite Information über die kognitiven Prozesse, die bei der Planung ablaufen. Ein typisches Beispiel für eine Probeformulierung ist (3):⁵

(3) (.5) there was not much rOOm in thEre= – (schreibt) was: – not (.3) much room – In
(.2) thEre (.4)
(101, LDP E1, 60-65)

³ Die Gesamtzeit für die Textproduktion variierte zwischen 20 und 60 Minuten.

⁴ In der Literatur werden ähnliche Konzepte auch als „Prätext“ bzw. *pre-text* bezeichnet (vgl. Rau, 1992, S. 35ff.).

⁵ Transkriptionskonventionen zu LD-Daten s. Anhang 1.

Die Äußerungen in den LD-Protokollen, die über die Verbalisierung von Probeformulierungen hinausgingen, konzentrierten sich auf lexikalische Probleme, sowohl in der L1 (4) als auch in der L2 (5):

(4) er (.3) tut+nicht tut, – schrEIbt man nicht er (.1,5) befördert= (.1,5) (schreibt) befördert (.1) die (.1) Birnen (.1) in (.1,5) die (.2,5) Öffnung kann man da ja nu wirklich nich sagn, (.3,5) in die – KUhle= (.2,5) (flüstert) in (.1) die TAsche (105, LDP D1, 60-70)

(5) (liest) the man who pA+pIcked them= (.4) (schreibt) wAs: – quite (.1) s:tOUt= (.7) and (.2,5) hE had a (.14) hm wie hEIbt das Ding denn was er Um – hat“ (.1,5) Schürze, (.10) hm (.1) /?das/ kann ich mir nicht – fällt mir nicht EI= (.6) (atmet aus) he hAd a (.7) think about thAt one lAter= (.2) had sOmething, (.1,5) think about that one lAter, – around his wAlst= (101, LDP E1, 45-60).

Außerdem wurden die Probeformulierungen häufig im Nachhinein evaluiert:

(6) (liest) once= – there was a ma:n who climbed a tree: to, (.9) nEE so geht das nicht, (.10) (Verneinung) mm das gefÄllt mir nicht (105 LDP E2, 15-18)

Diese Ergebnisse stimmen mit den Beobachtungen bei Übersetzungsaufgaben in früheren Projekten überein (vgl. Zimmermann 1987, 1989, 1990). Äußerungen über die Sequenzierung des Textes, die mit der Datenerhebung angestrebt wurden, und wie sie Krings unter dem Planungsschritt 'Pläne organisieren' präsentiert, fehlen in Zimmermanns Daten weitgehend, vgl. (7):

(7) (12) und eh ja die zweite Information die mir jetzt so vorschwebte die schließ ich jetzt also am besten gleich daran an (A-3-36) (Krings, 1989, S. 401)

Die Informanten im Marburger Projekt reflektierten während des Schreibens wenig über ihre Tätigkeit und verbalisierten neben Evaluationen wie in (6) meist nur die Textfragmente selbst wie in (3).

Krings konstatiert ebenfalls, daß LD-Daten einen geringen Grad an Vorstrukturiertheit aufweisen (1992b, S. 396), dennoch sind die Daten seiner Informanten ungleich strukturierter und expliziter als die Zimmermanns. Äußerungen wie (8) treten bei Zimmermann in LD-Protokollen nie auf.⁶

(8) (5) ja jetzt denk ich also darüber nach eh ich will also jetzt so n bißchen auch Verbindung zu dem Text herstellen oder zu dem was im Text also gefordert ist [...] **und da überleg ich grade eh also ers mal allgemein so rein von der sachlichen Seite wie man das darstellen könnte +27+ eh das is allerdings jetzt ziemlich schwer allerdings vor allem von der inhaltlichen Seite eh** (A-6-30) (Krings 1989, S. 399, Hervorhebung im Original, G.N.)

⁶ Selbst in den retrospektiven Interviews im Marburger Projekt (s. 3.3) sind die Aussagen der InformantInnen nicht in dem Maße rationalisiert wie die von Krings' InformantInnen.

In einer Äußerung wie (8) (Zeile 1-2) werden nicht Gedanken des Schreibprozesses verbalisiert, sondern Gedanken **über** Gedanken während des Schreibens. Es ist eine Äußerung auf meta-metasprachlicher Ebene. Die Informanten vollziehen bei der Verbalisierung ihrer Gedanken eine starke Abstraktion. Dies ist von Informanten, die nicht trainiert wurden, nicht zu erwarten. Diese wenden vielmehr Schreibstrategien weitgehend automatisch an (vgl. Grotjahn 1991, S. 206). Inhaltlich liefern Daten wie (8) genau die Informationen, die für das Erstellen eines Schreibmodells anhand der *on-line* Aufzeichnung des Schreibprozesses wünschenswert sind. Methodisch erscheint es aber fraglich, ob diese Art von LD-Protokollen tatsächlich einen authentischen Einblick in den Schreibprozeß liefert, da sie auf einer noch höheren Abstraktionsebene als das Laute Denken selbst basieren.

Das Marburger Projekt verfügt mit 15 LD-Protokollen zum Erzählen über ein großes Datenkorpus verglichen mit anderen Projekten zur L2-Schreibforschung (vgl. Krings, 1992b, S. 48-50). Der Grund für die Unterschiede liegt daher wahrscheinlich nicht in Idiosynkrasien der Informanten.⁷ Eine andere Erklärung für unterschiedlicher Daten bei der Anwendung der gleichen Methode kann das Versuchsdesign sein.

Die folgende Hypothese bietet eine Erklärung für die mangelnde Verbalisierung von Informationen über den globalen Planungsprozeß in den Daten des Marburger Projektes (vgl. Zimmermann, im Druck): Beim LD werden Informationen verbalisiert, derer sich die Informanten bewußt sind. Relativ automatisierte Planungsprozesse, wie etwa das Vorgehen nach einem bestimmten Textschema (vgl. Brewer, 1985), entziehen sich offenbar der Verbalisierung. Lexikalische Probleme stehen weit oben auf der Bewußtheitsskala der Informanten, während Textplanungsprobleme ebenso wie grammatische Probleme weiter unten stehen (vgl. Zimmermann, im Druck, Tabelle 1). Informantentraining kann Textplanungsprobleme auf dieser Skala weiter „nach oben“ holen, führt aber gleichzeitig zu einer weiteren Entfernung von der „natürlichen“ Schreibsituation. Unter Informantentraining verstehe ich

- a) praktisches Training, z.B. einen Probelauf der experimentellen Aufgabe vor der eigentlichen Datenerhebung, wie es etwa Krings (1989, S. 394) oder Ericsson & Simon (1987) mit ihren Informanten durchführen;
- b) theoretisches Training, z.B. das Besprechen von Schreibmodellen, bevor die Datenerhebung durchgeführt wird (vgl. dazu Flower & Hayes, 1980, S. 47f.)

⁷ Da Krings ebenfalls mit Studierenden als Informanten arbeitet, ist die Vergleichbarkeit der beiden Gruppen relativ hoch.

Informantentraining kann nicht nur die Quantität, sondern vor allem auch die Qualität der Daten verändern. Daher stellt sich generell die Frage, ob Daten von trainierten Informanten überhaupt noch mit Daten untrainierter Informanten vergleichbar sind.

Hier liegt auch der wesentliche Unterschied zwischen Krings' und Zimmermanns Versuchsdesign. Krings arbeitete mit, Zimmermann ohne Informantentraining. Krings hat mit seinen Informanten praktisches Training durchgeführt. Ob auch theoretisches Training (s. oben unter b) durchgeführt wurde, ist der Literatur nicht zu entnehmen.

Darüber, wie Informantentraining zu bewerten ist, besteht keine Einigkeit in der Literatur (Seliger & Shohamy, 1989, S. 170). Ob man besser mit trainierten oder untrainierten Informanten arbeitet hängt u.a. von der Fragestellung des Forschungsansatzes und von der Komplexität der experimentellen Aufgabe ab. Dieser Artikel argumentiert dafür, bei L2-Schreibaufgaben mit untrainierten Informanten zu arbeiten, da größeres theoretisches Vorwissen der Informanten auch die Gefahr vergrößert, dieses Wissen bei der Datenerhebung anzuwenden und damit die Daten in Richtung einer *self-fulfilling prophecy* zu verzerren.

Ein generelles Problem bei LD-Daten ist die hohe interindividuelle Variation bei LD-Protokollen in Bezug auf Qualität und Quantität der Äußerungen.⁸ Dieses Problem ist aufgabenunabhängig. In Zimmermanns Projekt trat es sowohl bei der Übersetzungs- als auch bei der Erzählaufgabe auf. Bei beiden Datensätzen gab es Informanten, die Probleme verbalisierten und andere, „stille Denker“, die beim Schreiben fast ausschließlich koartikulierten, d.h., sie verbalisierten nur die Wörter, die sie auch tatsächlich niederschrieben, vgl. (9):

(9) (schreibt) it is a bIt - of a shAme= (.2,5) for - our hero (.1,5) hm - that his - Accident= (.2) happens (.1) right - in front - of a - group of (.5) of boys= (.2)
(102, LDP E1, 225-240)

„Stille Denker“ geben lediglich mittelbar, etwa über die Länge und Platzierung von Pausen, über Intonation und Betonung, sowie über Wiederholungen, nicht jedoch über explizite Äußerungen über den Prozeß selbst einen Einblick in den Schreibprozeß.

⁸ So schwankt etwa die Länge der Marburger LD-Protokolle in der Serie 100-107 von 14 min. bis 61 min.

3. Triangulierung von Prozeß-, Produkt- und retrospektiven Daten

Obwohl die Daten aus LD-Protokollen mit einigen Problemen behaftet sind, sind sie aus der L2-Schreibprozeßforschung nicht mehr wegzudenken (vgl. auch Krings, 1992a). Ein wichtiges Argument der Befürworter des LD beim Schreiben ist, daß LD-Protokolle, auch wenn sie nicht alles über die zugrundeliegenden kognitiven Prozesse enthüllen, in jedem Fall zusätzliche Informationen zu Produktdaten liefern. Die Qualität und der Umfang dieser Informationen hängt dabei wesentlich von den Variablen „Versuchsdesign“, „experimentelle Aufgabe“ und „Auswahl der Informanten“ ab.

3.1. Das Konzept der Triangulierung von Daten

Seit einigen Jahren wird die Triangulierung, d.h. die kombinatorische statt alternative Verwendung verschiedener Methoden zu einer Aufgabe, als Zauberwort gehandelt für die Lösung oder zumindest Minimierung von Problemen, die auf einzelnen Datentypen lasten. Das als „Triangulierung“ (Grotjahn, 1987, S. 72, vgl. auch Grotjahn 1991, 1993) bezeichnete Verfahren kann sich auf verschiedenste Bereiche der Forschung beziehen (vgl. z.B. Schneider, 1988, S. 117, zur Triangulierung in der deskriptiven Linguistik). Grotjahn (1987, S. 72) nennt drei Haupttypen: Triangulierung von Daten, von Theorien und von Methoden. Er formuliert das Ziel der Triangulierung folgendermaßen: „In this way we hope to get a less biased and more complete picture of our research project.“ (Grotjahn 1987, S. 72)

Im Moment findet der Schritt von der theoretischen Formulierung des Konzeptes zur praktischen Umsetzung in Projekten statt. Hier wird im folgenden die Kombination von introspektiven, retrospektiven und Produkt-Daten anhand des Marburger Textproduktions-Projektes vorgestellt (vgl. Zimmermann, in Vorbereitung, Abb. 1):

Die in 2.2 dargestellte geringe Explizitheit von LD-Protokollen in Bezug auf den Schreibprozeß führte im Textproduktionsprojekt Marburg zu dem Versuch, mit dem Hinzuziehen von anderen Datentypen zur gleichen Aufgabe eine bessere Abbildung des L2-Schreibprozesses zu erhalten. Im einzelnen waren dies die Schreibprodukte (DRAFT, TEXT_x und TEXT_y) und retrospektive Interviews (INTERVIEW) zwischen einem Versuchsleiter und einem Informanten.⁹

⁹ Die retrospektiven Dialoge zwischen je zwei Informanten (RETRO) sind zum momentanen Zeitpunkt noch nicht ausgewertet.

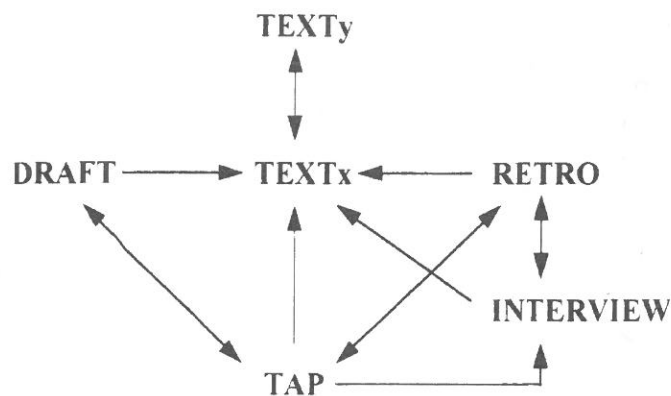


Abbildung 1: Triangulierung von Datentypen

3.2. Schreibprodukte und LD-Protokolle

Im Vergleich zu Übersetzungsaufgaben gibt das Schreibprodukt der Erzählaufgabe wesentlich mehr Einblick in den Planungsprozeß. Vor allem die Rohfassungen sind sehr aufschlußreich, da in ihnen Um- oder Neuordnungen einzelner Textabschnitte, z.B. durch Durchstreichungen oder nachträglich eingeflickte Wörter, sichtbar werden. Dies erleichtert bei der Arbeit mit Audio-Daten die Rekonstruktion des zeitlichen Ablaufs des Schreibprozesses.

3.3. Triangulierung von retrospektiven Interviews, LD-Protokollen und Schreibprodukten

Die Schreibprodukte dienten im Marburger Projekt als Grundlage für die Durchführung retrospektiver Interviews. Die Interviews wurden vom Versuchsleiter unmittelbar nach dem LD durchgeführt (zum Unterschied zwischen *immediate* und *delayed retrospection* s. Krings, 1992a, S. 54f). Dabei wurden die Texte systematisch auf besondere Merkmale, wie etwa Durchstreichungen oder Einfügungen, durchgegangen und anhand dieser wurden den Informanten relativ stereotype Fragen, wie etwa: „Warum haben Sie dieses Wort durchgestrichen?“ oder „Können Sie sich noch erinnern, warum Sie hier etwas eingefügt haben?“ gestellt. Beispielhaft ist das Vorgehen in (10) dargestellt¹⁰

¹⁰ Zur Illustration habe ich hier die jeweiligen Passagen aus den LD-Protokollen hinzugefügt.

(10) Produkt:

When he was up in the tree there came a boy of about 10 years (of age) with a bike (and a big hat on his head). (101 E1, Text)¹¹

LD-Protokoll:

(.6) when he was up (schreibt=.2) (schreibt) in the trEE. (.5) there came (.1,5) a – boy= – of about (.2) ten years (.2.5) with – /E/ bike (.6,5) (TAP 101 E1, 112-116)

Interview:

R: and a big hat on his head. Ja, also hier zum Beispiel, was war da?
I: (...) bis hierhin habe ich eigentlich ziemlich pausenlos geschrieben und dann dieses and a big hat on his head; den Hut hatte ich vollkommen vergessen. Und als ich hinterher an dem Punkt war, wo das Mädchen auf ihn zufährt, habe ich erst dran gedacht, daß er den Hut verloren hat. Und da habe ich wieder rumgedreht und habe an die Stelle (lachend) and a big hat on his head geschrieben. (INT 101 E1, 030-035)¹²

Viele Informanten verbalisierten beim Durchlesen des Schreibproduktes auch ohne Nachfragen spontan Erinnerungen zum Planungsprozeß. Ziel der Interviews war, wie auch bei der Übersetzungsaufgabe, Verbalisierungen von Plänen zu elizitieren, die beim LD nicht verbalisiert worden waren. Der Einsatz eines Interviewers mit theoretischem Wissen über den L2-Schreibprozeß – im Gegensatz zu den Interviews bei der Übersetzungsaufgabe – ermöglichte gezielteres Nachhaken bei Einzelfragen, die einem theoretisch nicht vorgebildeten Interviewer möglicherweise unwichtig erschienen wären. Die asymmetrische Interviewsituation zwischen Versuchsleiter und Informant, mit eindeutigem sozialem Gefälle zuungunsten des Informanten, wurde im Gegenzug in Kauf genommen.

Die Ergebnisse der Interviews waren ebenso wie die der LD-Protokolle interindividuell sehr unterschiedlich. Vor allem die Durchführung der Interviews von Versuchsleitern, die relativ wenig geübte Interviewer waren, trug möglicherweise zu z.T. unbefriedigenden Ergebnissen bei. Einige Informanten verfügten über ein ausgeprägtes Gedächtnis für einzelne Schritte im Schreibprozeß, während andere sich kaum an Einzelheiten des Schreibens erinnern konnten. Generell waren allen Informanten eher lexikalische Probleme als Planungsprobleme im Gedächtnis.

Auch das Problem, beim Schreiben mehrere Pläne gleichzeitig zu realisieren, wurde mehrfach explizit angesprochen:

¹¹ Passagen in Klammern wurden im Original über der ursprünglichen Zeile eingefügt.

¹² Transkriptionskonventionen zu Interviews s. Anhang 2.

- (11) Und dann habe ich das durchgestrichen (R: ja) und mußte das ja erstmal alles hinschreiben. Ich denke dann immer viel zu schnell, (R: mhm mhm mhm) oder will immer viel zu schnell alles hinschreiben.
(INT 101 E1, 065)
- (12) Da war ich also in Gedanken schon voraus, was übrigens (.) mir aufgefallen ist, was häufiger passierte. (Ja.) Ich war dann (.) noch am Schreiben vOrne (ja) des Satzes, war aber in Gedanken schon hinten (genau) (?an dem) Satz.
(INT 104 D1, 110)

Wichtig sind aber vor allem auch Aussagen zur Sequenzierung der Planung, die in den LD-Protokollen nicht verbalisiert wurden, wie in (13):

- (13) Ja, erst fing ich ganz einfach an und hab (mir) überlegt: ja, was sind jetzt (.) die Haupt (.) IEUte, die dadrin vorkommen (R: hm-hm), und die muß du jetzt irgendwie verbinden. Ja, und dann bin ich ganz, wie man's auch gesehen hat, mit dem Bauer angefangen (ja). Und irgendwann hier hab ich mir dann überlegt: Nein, du kannst muß den ein uh Anfang anders gestalten, das ist zu einfach, daß du einfach mit dem BAUern anfängst (ja ja)
(INT 104, D1, 004)

Die Analyse der Interviews soll hier nicht weiter ausgeführt werden, zeigt aber bereits in diesen Ansätzen, daß Interviews ebenso wie LD-Protokolle als einzelner Datentyp erhebliche Mängel aufweisen. Das Ziel der Triangulierung, d.h. einer komplementären Auswertung verschiedener Datentypen, besteht darin, die Stärken einzelner Datentypen möglichst auszunutzen und gleichzeitig die Schwächen zu eliminieren. Konkret heißt das hier zu versuchen, die mangelnde Explizitheit von LD-Protokollen mit Informationen aus Interviews und Schreibprodukten zu erhöhen. Dies fordert auch Krings (1992a, S. 50):

„Der Einsatz unterschiedlicher methodischer Verfahren erhöht deshalb ganz entscheidend die Wahrscheinlichkeit, [...] die potentiellen Verzerrungseffekte der einzelnen Verfahren wenn nicht aufzuheben, so jedoch zu reduzieren und langfristig zu minimieren. [...] Um den Triangulationseffekt voll zum Tragen zu bringen, wird es in Zukunft nötig sein, in stärkerem Maße einen **koordinierten** Methodenpluralismus zu praktizieren, z.B. dadurch, daß die jeweilige Fragestellung auch **innerhalb** einzelner empirischer Untersuchungen von vornherein mit verschiedenen Methoden angegangen wird.“ (Hervorhebung im Original)

Einen Schritt in diese Richtung hat das Projekt Zimmermanns bereits getan. Die Möglichkeiten der Triangulierung von Daten sind allerdings noch längst nicht ausgeschöpft. So bietet es sich z.B. an, Interviews mit gleichzeitigem Abspielen der LD-Protokolle zu führen, und damit z.B. Einblick in die Planungsvorgänge in langen Schreibpausen zu erhalten. Dieses Vorgehen hat allerdings den Nachteil, daß der Zeitaufwand für die Informanten sehr hoch ist¹³.

¹³ Die meisten Informanten zeigen nach spätestens zwei Stunden einen starken Motivationschwund.

4. Zusammenfassung

Empirische Daten, wie sie oben dargestellt worden sind, dienen in der Schreibprozeßforschung dazu, Modelle des Schreibprozesses zu formulieren. Die Validität der Modelle hängt daher zu einem großen Teil von der Qualität und Auswertung dieser Daten ab. Bei qualitativen Daten, wie LD-Protokollen, lassen sich individuelle Schwankungen nicht ausschalten. Es ist deshalb umso wichtiger, die kontrollierbaren Variablen möglichst nutzbringend einzusetzen.

Neben einer genauen Planung des Versuchsdesigns im Hinblick auf das Erkenntnisinteresse ist die Triangulierung von verschiedenen Datentypen ein notwendiges Mittel, datentypspezifische und idiosynkratische Einflüsse auf die Datenauswertung zu erkennen und zu verringern und damit die Validität von Schreibmodellen, denen empirische Daten zugrundeliegen, zu erhöhen.

Eingang des revidierten Manuskripts: 20.10.1994

Literaturverzeichnis

- Antos, Gerd & Krings, Hans P. (Hrsg.). (1989). *Textproduktion*. Tübingen: Niemeyer.
- Börner, Wolfgang. (1989). Planen und Problemlösen im fremdsprachlichen Schreibprozeß: einige empirische Befunde. In Ursula Klenk, Karl-Hermann Körner & Wolf Thümmel (Hrsg.), *Variatio Linguarum. Beiträge zu Sprachvergleich und Sprachentwicklung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Gustav Ineichen* (S. 43-62). Stuttgart: Franz Steiner Verlag Wiesbaden.
- Brewer, William F. (1985). The story schema: universal and culture-specific properties. In David Olson, Nancy Torrance & Angela Hildyard (Hrsg.), *Literacy, language, and learning. The nature and consequences of reading and writing* (S. 167-194). Cambridge: Cambridge University Press.
- Chafe, Wallace L. (1980). The deployment of consciousness in the production of a narrative. In Wallace L. Chafe (Hrsg.), *The pear stories. Cognitive, cultural and linguistic aspects of narrative production* (S. 9-50). Norwood, NJ: Ablex.
- Dausendschön-Gay, Ulrich, Gülich, Elisabeth & Krafft, Ulrich. (1992). Gemeinsam Schreiben. Konversationelle Schreibinteraktionen zwischen deutschen und französischen Gesprächspartnern. In Krings & Antos (1992), 219-256.
- Ericsson, K. Anders & Simon, Herbert A. (1987). Verbal reports on thinking. In Færch & Kasper (1987), 24-53.
- Færch, Claus & Kasper, Gabriele (Hrsg.). (1987). *Introspection in second language research*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Flower, Linda S. & Hayes, John R. (1980). The dynamics of composing: making plans and juggling constraints. In Lee W. Gregg & Erwin R. Steinberg (Hrsg.), *Cognitive processes in writing* (S. 31-50). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Grotjahn, Rüdiger. (1987). On the methodological basis of introspective methods. In Færch & Kasper (1987), 54-81.
- Grotjahn, Rüdiger (1991). The Research Programme Subjective Theories. A new approach in second language research. *Studies in Second Language Acquisition*, 13, 187-214.

- Grotjahn, Rüdiger (1993). Qualitative vs. quantitative Fremdsprachenforschung: Eine klärungsbedürftige und unfruchtbare Dichtotomie. In Johannes-Peter Timm & Helmut J. Vollmer (Hrsg.), *Kontroversen in der Fremdsprachenforschung* (S. 223-248). Bochum: Brockmeyer.
- Hron, Aemilian. (1982). Interview. In Huber & Mandl (1982), 119-140.
- Huber, Günter L. & Mandl, Heinz. (Hrsg.). (1982). *Verbale Daten*. Basel/Weinheim: Beltz.
- Krings, Hans P. (1986). Was in den Köpfen von Übersetzern vorgeht: eine empirische Untersuchung zur Struktur des Übersetzungsprozesses an fortgeschrittenen Französischlernern. Tübingen: Narr.
- Krings, Hans P. (1989). Schreiben in der Fremdsprache – Prozeßanalysen zum 'vierten skill'. In Antos & Krings (1989), 377-436.
- Krings, Hans P. (1992a). Schwarze Spuren auf weißem Grund. In Krings & Antos (1992), 45-110.
- Krings, Hans P. (1992b). Empirische Untersuchungen zu fremdsprachlichen Schreibprozessen – Ein Forschungsüberblick. In Wolfgang Börner & Klaus Vogel (Hrsg.), *Schreiben in der Fremdsprache. Prozeß und Text, Lehren und Lernen* (S. 47-77). Bochum: AKS-Verlag.
- Krings, Hans P. & Antos, Gerd. (Hrsg.). (1992). *Textproduktion. Neue Wege der Forschung*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier.
- Schneider, Klaus P. (1988). *Small talk. Analysing phatic discourse*. Marburg: Hitzeroth.
- Seliger, Herbert & Shohamy, Elena. (1989). *Second language research methods*. Oxford: Oxford University Press.
- Raab, Uta. (1992). *Stages and levels of the L2 writing process*. Magistra-Arbeit. Marburg: Universität.
- Rau, Cornelia. (1993). *Revisionen beim Schreiben. Zur Bedeutung von Veränderungen in Textproduktionsprozessen*. Dissertation. Marburg: Universität.
- Weidle, Renate & Wagner, Angelika C. (1982). Die Methode des Lauten Denkens. In Huber & Mandl (1982), 81-103.
- Zimmermann, Rüdiger. (1987). Retrospective and introspective methods in the study of L2 lexical strategies. In Rudolf Böhm & Henning Wode. (Hrsg.), *Anglistentag 1986. Vorträge* (S. 439-461). Gießen: Hoffmann.
- Zimmermann, Rüdiger. (1989). A partial model of lexical search in L1-L2 translations. In Hans W. Dechert & Manfred Raupach (Hrsg.), *Interlingual processes* (S. 87-103). Tübingen: Narr.
- Zimmermann, Rüdiger. (1990). Lexikalische Strategien: Perspektiven für die Wortschatzarbeit? *Die Neueren Sprachen*, 89 (5), 426-452.
- Zimmermann, Rüdiger. (im Druck). Levels and dimensions of awareness in the L2 writing process. In Guillermo Bartelt (Hrsg.), *The dynamics of second language processing: Essays in honor of Hans Wilhelm Dechert*. Tübingen: Narr.
- Zimmermann, Rüdiger. (in Vorbereitung). Towards an empirical model of the L2 writing process.

Anhang 1

Transkriptionskonventionen für LD-Protokolle

1. Segmentale Transkription

- wenn möglich Standardorthographie, keine Sonderzeichen, z.B.: was hammse dann gemacht
- Phonetische Transkription nur für außergewöhnliche, unklare oder falsche Aussprache, z.B. pears ⇔ /pɪEz/
- lange Vokale werden durch : oder :: gekennzeichnet, z.B. tree:

2. Suprasegmentale Transkription

- Intonation am Ende von *tone groups*, vor Pausen/Verzögerungen:
 - fallende Intonation markiert durch Komma: z.B. ja,
 - steigende Intonation markiert durch Anführungszeichen: z.B. ja“
 - schwebende Intonation markiert durch Gleichheitszeichen: z.B. ja=
 - Hauptbetonung(en) markiert mit Großbuchstaben: z.B. the little bOY

3. Pausen

- Länge von leeren Pausen in Sekunden, z.B. a goat on a (.6,5) rope
- Pausen von weniger als 1 sec. durch Gedankenstrich markiert, z.B. ooh Kutscherhaus – mein Gott
- gefüllte Pausen markiert durch „uh(m)“, gedehnt „u:hm, uhm:“

4. Nicht klar verständliche Passagen markiert durch Schrägstriche mit Fragezeichen, z.B.: on his bicycle /?tray/

- nicht verständliche Passagen: /incomp./ für „incomprehensible“

5. Geräusche

- Husten, seufzen, räuspern etc. werden in Klammern angegeben (ggf. mit Länge in sec.), z.B.: (seufzt)

6. Paralinguistische Merkmale

- Merkmal wird in Klammern angegeben und Text wird für die Länge des Merkmals unterstrichen, z.B.: (schreibt) a red bicycle

Anhang 2

Transkriptionskonventionen für Interviews

1. Transkription erfolgt in Standardorthographie
2. Versuchsleiter = R(earcher), InformantIn = I(nformant)
3. Pausenlängen mit ungefähre Länge einfügen:
 - (.) = kurze Pause (bis 1 sec.)
 - (..) = mittellange Pause (2-4 sec.)
 - (...) = lange Pause (ab ca. 5 sec.)

Die alphabetische Verschriftlichung des Japanischen: „Sesam-Öffne-Dich“ oder zusätzliche Fehlerquelle?

Katsuo Tamaoka, Barbara Menzel*

The use of romaji (romanised representation of Japanese) for teaching Japanese learners with alphabetic mother tongues has been widely criticised by researchers and educators, who claim a negative effect on pronunciation when romaji script is used. To empirically investigate the relation between the learners' pronunciation of Japanese and possible phonological interferences from their mother tongues triggered by romaji script, three experiments (i.e., word naming, lexical judgement and text reading) were conducted in order to compare accuracy and speed in processing Japanese presented in romaji and in kana (Japanese mora script). The results indicate that learners of Japanese with alphabetic mother tongues process romaji-presented words and texts twice as fast as those written in kana. Phonological interferences are therefore not caused by the use of romaji script; rather, the high efficiency in processing romaji-presented Japanese indicates certain instructional benefits for learners with alphabetic mother languages.

1. Einleitung

Jede schriftlich fixierte Sprache unterscheidet sich aufgrund der jeweils spezifischen Art der Verschriftlichung in ihrer orthographischen Darstellung von anderen Sprachen. Ebenso differieren die mittels der orthographischen Darstellung übertragenen phonologischen Entsprechungen. Bei alphabetischen Sprachen wie z.B. Französisch oder Deutsch bestehen diese übertragenen phonologischen Einheiten aus Phonemen, im Falle des Japanischen ist die Mora die phonologische Übertragung der orthographischen Einheit Kana, der japanischen Silbenschrift (eine detaillierte Beschreibung der beiden japanischen Schrifttypen Kana und Kanji findet sich bei Tamaoka, 1993). Das Kanaskript ist zwar optimal für die Darstellung der japanischen Sprache geeignet, die phonologische Übertragung anderer Sprachen läßt sich mit diesem Schrifttyp allerdings nicht so gut wie z.B. mit dem Alphabet realisieren. Das Alphabet nimmt hier insofern eine besondere Position ein, als es als Schrifttyp entwickelt wurde, mit dem verschiedene Sprachen phonologisch dargestellt werden können (Jean, 1987). Ist in der alphabetischen Muttersprache der Übertragungsmechanismus von Graphem zu Phonem einmal etabliert, so kann auf diesen Mechanismus zurückgegriffen werden, wenn

* **Korrespondenzadresse:** Dr. K. Tamaoka, Universität Matsuyama, Bunkyo-cho 4-1, 790 Matsuyama, Japan, FAX: 81-899-25-1420; Barbara Menzel, Universität Saga, Fakultät für Allgemeinbildung, Honjo 1, 840 Saga, Japan, FAX: 81-952-26-4222.

eine andere Sprache mit Hilfe des Alphabets dargestellt wird. Man kann also die Hypothese aufstellen, daß sich dieser Mechanismus von Sprechern alphabetischer Muttersprachen auch dann gewinnbringend einsetzen läßt, wenn bei der phonologischen Übertragung einer eigentlich nichtalphabetischen Sprache auf das Alphabet als Hilfskonstrukt zur Darstellung dieser Sprache zurückgegriffen wird.

Trifft die Annahme zu, so müßten z.B. Japanischlerner mit alphabetischer Muttersprache alphabetisch dargestelltes Japanisch phonologisch effizienter verarbeiten können als in Kana geschriebenes Japanisch. Zur Überprüfung dieser Hypothese vergleicht die vorliegende Untersuchung an Hand von drei Experimenten die auf Geschwindigkeit und Korrektheit bezogene Verarbeitungseffizienz von in Kana bzw. mittels des Alphabets dargestellten japanischen Wörtern und Texten.

2. Die Problemstellung

Der Gebrauch der alphabetischen Verschriftlichung des Japanischen (im folgenden 'Romaji' genannt) im Japanischunterricht wird von verschiedenen Seiten stark kritisiert (Japan Foundation, 1988; Kimura, 1974; Okazaki, Kawaguchi, Saita & Hata, 1992; Takebe, 1991). Die Argumente dieser Kritik trennen jedoch nicht deutlich in ihren Kausalbezügen zwischen dem phonologischen Prozeß beim Japanischlernen zum einen, und der Romaji-Verschriftlichung bzw. dem Transfer der phonologischen Charakteristika der Muttersprache der Lerner zum anderen. Falls der Gebrauch von Romaji den phonologischen Prozeß beim Japanischlernen stark negativ beeinflusst, sollte diese Art der Verschriftlichung im Japanischunterricht nicht verwendet werden. Geht die Beeinträchtigung jedoch eher von der Übertragung muttersprachlicher phonetischer Charakteristika aus, so kann die Romaji-Verschriftlichung als solche nicht für die Interferenz verantwortlich gemacht werden.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit werden zunächst die theoretischen Grundlagen dieser Kritik am Gebrauch von Romaji im Japanischunterricht aus psycholinguistischer Sicht hinterfragt. Der empirische Teil vergleicht dann an Hand verschiedener Untersuchungen, welchen Einfluß die Verwendung des Romaji- bzw. des Kana-Skripts auf die mentalen Prozesse beim Japanischlernen in bezug auf Geschwindigkeit und Korrektheit bei der Vokalisierung und der lexikalischen Bewertung japanischer Wörter und Texte hat.

3. Die Kritik am Gebrauch von Romaji im Japanischunterricht

Die Gegner der Verwendung von Romaji beim Japanischlernen betonen, daß „der Gebrauch von Romaji von Lernern mit alphabetischen Muttersprachen nicht unbedingt einfach ist“ (Kanô, 1992, S. 78). Als Argument führt Kanô an, daß die Relation zwischen alphabetischem Graphem und phonetischer Realisierung in den verschiedenen alphabetischen Sprachen jeweils anders sei. Als Beispiele nennt sie das stumme 'h' im Französischen, sowie das (südamerikanische) Spanische, in dem 'ya' /dZE/ ausgesprochen wird. Zur weiteren Verdeutlichung könnte man die unterschiedliche Aussprache des 'ja' in 'Japan' im Englischen /dZE/ bzw. im Deutschen /ja/ heranziehen.

Oberflächlich betrachtet hat Kanô mit ihrer Kritik sicherlich recht, allerdings handelt es sich bei diesen Beispielen um Ausnahmefälle. Ein weit verbreitetes Problem ergibt sich nämlich aus der in Untersuchungen zum Thema häufigen Übergeneralisierung der Ausspracheprobleme von Japanischlernern mit der Muttersprache Englisch. Takebe (1991) z.B. weist zwar zu Recht darauf hin, daß die Aussprache des englischen 'oo' von der Romaji-Realisierung abweicht, genauer betrachtet ist die Aussprache von 'oo' jedoch auch im Englischen selbst nicht konsistent. In 'book' wird 'oo' als [u], in 'food' als [u:], in brooch als [ou], in door als [ø:], und in blood als [ú:] realisiert. Ähnlich verhält es sich mit der Aussprache von 'ea', im Fall von 'bear' als [æ], in 'bean' als [i:] und bei 'head' als [e]. Diese Beispiele zeigen, daß im Englischen keine eindeutige Übereinstimmung zwischen jeweiligem Graphem und Phonem besteht. Es kann deshalb davon ausgegangen werden, daß englischsprachige Japanischler aufgrund der Erfahrung mit ihrer Muttersprache ohnehin nicht zu vorschnellen Analogiebildungen von Graphem-Morphem-Entsprechungen im Romaji-Skript neigen.

Bei anderen alphabetischen Sprachen wie z.B. Deutsch, Französisch, Italienisch und Spanisch entsprechen die Graphem-Phonem-Übereinstimmungen stärker denen des Romaji. Diese bereits vorhandenen Graphem-Phonem-Entsprechungen werden aktiviert, wenn Lerner mit alphabetischen Muttersprachen im Japanischunterricht zu Anfang Romaji benutzen, was das phonologische Erfassen der japanischen Sprache erleichtert. Dieser spracherwerbsfördernde Aspekt der Romaji-Verschöpfung überwiegt die von Kanô angeführten Schrift-Aussprache-Konfusionsprobleme bei weitem, so daß diese Kritik einen Verzicht auf den Einsatz von Romaji nicht rechtfertigt.

Kanô (1992) argumentiert weiterhin, daß bei der alphabetischen Darstellung „die stimmhaften Konsonanten [b] [d] [g] für chinesische Lerner in Wirklichkeit die stimmlosen Konsonanten [p] [t] [k] repräsentieren Es ist ein großer Fehler anzunehmen, daß [die phonemische Realisierung des] Alphabets immer gleich

ist.“ (Kanô, 1992, S.79) Wie bereits von Hayashi (1963), Nishihata (1993) und Sugiyama (1985) ausgeführt wurde, haben chinesischsprachige Japanischler in der Tat besondere Probleme mit der Aussprache von stimmlosen Doppelkonsonanten und langen Vokalen, wie z.B. bei /gakkô/ (Schule), das als [kako] (Vergangenheit) ausgesprochen wird. Diese Ausspracheprobleme treten jedoch nicht nur dann auf, wenn das Japanische in Romaji geschrieben wird, sondern ebenso bei der Verschöpfung in Kana, der japanischen Moraschrift. Im Peking-Dialekt, der den chinesischen Standard setzt, gibt es keine langen Vokale, und die Konsonanten /b/, /d/, /g/ werden normalerweise als /p/, /t/ und /k/ ausgesprochen (Ramsey, 1987). Infolgedessen werden diese Schwierigkeiten der Aussprache von stimmlosen Doppelkonsonanten und langen Vokalen bei chinesischen Muttersprachlern durch den Transfer der phonologischen Charakteristika des Chinesischen und nicht durch die Romaji-Verschöpfung hervorgerufen. Da offensichtlich hier kein Kausalzusammenhang zwischen der Verwendung von Romaji und den Ausspracheproblemen besteht, ist auch diese Kritik Kanôs kein Argument für den Nichtgebrauch von Romaji. Andererseits besteht jedoch bei chinesischen Muttersprachlern kein kognitives Mapping zwischen alphabetischen Graphemen und Phonemen, so daß der Einsatz von Romaji im Unterricht mit dieser Lernergruppe ohnehin wenig sinnvoll ist.

Eine andere Kritik am Gebrauch von Romaji im Japanischunterricht kommt von Takebe (1991, S. 29), der sagt, daß „die auf Romaji basierende Silbentrennung [dem Lerner] frei [überlassen] ist, und die Segmentierung deshalb nicht Japanisch wirkt.“ So teilen laut Takebe englische Muttersprachler z.B. /obasan/ (Tante) in die drei Silben [ob-as-aN] auf, anstelle der richtigen vier Morae [o-ba-sa-N]. Allerdings muß angemerkt werden, daß die von Takebe beschriebene Silbenaufteilung von [ob-as-aN] nicht typisch für englischsprachige Japanischler ist; in der Regel wird dieses Wort in [o-ba-saN] segmentiert.

Die Behebung dieses sicherlich auftretenden Fehlertyps der falschen Segmentierung dürfte jedoch nicht allzu schwierig sein, denn für die Bildung der japanischen Morae gibt es insgesamt nur fünf verschiedene Kombinationsarten von Konsonanten, Halbvokalen, Vokalen und dem Nasal /N/ (Tamaoka, 1991). Im Gegensatz zu dieser recht einfachen Struktur im Japanischen enthalten alphabetische Sprachen vielfältige, komplexe Silbenstrukturen, die von den Sprechern dieser Sprachen gelernt werden müssen. Deshalb ist es für Japanischler mit alphabetischen Muttersprachen eine vergleichbar einfache Aufgabe, die regelmäßige Segmentierung der japanischen Morastruktur zu erwerben.

Eine weitere Kritik am Gebrauch von Romaji im Japanischunterricht basiert auf der allgemein akzeptierten These, daß Kana die Laute des Japanischen besser beschreibe, als Romaji dies könne. Wie man aber an Beispielen wie 'きっぴ'

(kippu = Fahrkarte) oder 'きって' (kitte = Briefmarke) sehen kann, können Doppelkonsonanten in Kana nur mit Hilfe eines kleinen 'っ' (tsu) vor dem entsprechenden Konsonanten dargestellt werden. Die hiervon betroffenen Konsonanten sind /k/, /p/, /s/, /ʃ/ und /t/, das kleine 'tsu' jedoch bleibt immer gleich, so daß die Lautrepräsentation der Doppelkonsonanten nicht ihrer Kanaverschriftlichung entspricht. Für Lerner alphabetischer Muttersprachen ist die Vokalisierung dieser Doppelkonsonanten viel einfacher, wenn sie in Romaji als solche dargestellt werden, denn gerade in der Anfangsphase des Japanischerwerbs werden die noch ungeläufigen Kana-Zeichen einzeln hintereinander verarbeitet, das kleine 'っ' somit als /tsu/ ausgesprochen, so daß 'きって' dann statt /kitte/ falsch als [kitsute] realisiert wird. Dieses Ausspracheproblem ist bei japanischen Kindern im Erstspracherwerb ebenfalls häufig zu beobachten (Tamaoka, 1993). Hier könnte sich bei der Verwendung von Romaji jedoch eine andere Ausspracheinterferenz aus der Tatsache ergeben, daß der einem Doppelkonsonanten vorausgehende Vokal von Japanischlernern mit alphabetischer Muttersprache in der Regel verkürzt ausgesprochen wird. Bei dem Beispiel /kitte/, das korrekt durch drei Morae [ki-t-te] realisiert werden müßte, wäre bei der Verschriftlichung durch Romaji also eine falsche Segmentierung in [ki-te] zu erwarten. Zur Stützung dieser Vermutung wäre es allerdings nötig, empirische Daten zu erheben, die speziell das Problem der phonologischen Verarbeitung des kleinen 'tsu' im Kana- bzw. Romaji-Skript vergleichen. Solche Untersuchungen sind bisher auch von den Kritikern des Gebrauches von Romaji noch nicht durchgeführt worden.

Ein anderes Beispiel ist das Prinzip der Veränderung der Konsonanten durch das Hinzufügen diakritischer Zeichen, hier entweder zwei kleiner Striche oder eines kleinen Kreises direkt hinter dem Kanazeichen. So wird 'ほ' /ho/ durch Hinzufügen der beiden Striche zu 'ほ' /bo/, und durch Hinzufügen des kleinen Kreises zu 'ほ' /po/. Das gleiche Verfahren trifft auf die meisten Konsonanten zu. Wie bereits in dem vorhergehenden Beispiel der Doppelkonsonanten zu sehen ist, bietet auch hier das Schriftbild der durch die Striche bzw. den Kreis veränderten Konsonanten keine eindeutige Repräsentation der Laute. Aus diesen Beispielen wird deutlich, daß die alphabetische Verschriftlichung im Bereich der Konsonantendarstellung dem Kana-Skript sogar überlegen ist. Da das Alphabet in erster Linie die Lautebene der Sprachen beschreibt (Jean, 1987), ist es relativ gut dazu geeignet, die verschiedenen Laute unterschiedlicher Sprachen darzustellen. Das trifft ganz besonders auf phonologisch unkomplizierte Sprachsysteme wie das Japanische zu, weshalb die Behauptung Kanô's, Takebes u.a., Romaji sei für die Lautrepräsentation des Japanischen weniger geeignet als Kana, nicht haltbar ist.

Wie aus dem bisher Dargestellten ersichtlich wird, entzündet sich die Hauptkritik des Romajigebruchs im Japanischunterricht mit Lernern alphabetischer

Muttersprachen an der Annahme, daß die Aussprachefehler der Lerner in der alphabetischen Verschriftlichung begründet liegen. Ein Vergleich der phonologischen Repräsentation von Romaji bzw. Kana gibt allerdings zu berechtigtem Zweifel Anlaß, daß diese Kritik wirklich auf einer logisch entwickelten Argumentationskette basiert.

Bei der Auseinandersetzung mit der Frage, ob Romaji im Japanischunterricht mit Lernern alphabetischer Muttersprachen eher negative oder eher positive Auswirkungen hat, ist die möglichst zielsprachengerechte Vokalisierung jedoch nur ein Aspekt. Von ebenso großer Bedeutung ist die Frage nach der Effizienz der mentalen Verarbeitungsprozesse von in Romaji bzw. in Kana dargestellten japanischen Wörtern und Texten. Um diese Frage zu beantworten, wurden drei verschiedene Experimente durchgeführt. Bei den ersten beiden Untersuchungen handelt es sich um die Aussprache bzw. um die lexikalische Bewertung von einzelnen Wörtern, während die dritte Untersuchung sich auf das laute Lesen und inhaltliche Erfassen eines längeren Textes bezieht.

4. Die empirische Untersuchung

4.1. Reaktionszeit und Korrektheit bei der Aussprache von in Romaji bzw. in Kana dargestellten japanischen Wörtern

Das Ziel dieser Untersuchung ist herauszufinden, ob Japanischlerner die phonologischen Charakteristika ihrer Muttersprache übertragen, wenn sie in Romaji geschriebene japanische Wörter aussprechen. Falls eine solche Übertragung stattfindet, müßten sich phonologische Interferenzen zeigen, wenn man die Aussprache von in Romaji dargestellten Wörtern mit der Aussprache von in Kana geschriebenen Wörtern vergleicht. Für die Spracheffizienz ist aber auch von großer Bedeutung, daß die Korrektheit der Aussprache mit einer möglichst kurzen mentalen Bearbeitungsdauer einhergeht. Ein weiterer Aspekt der Erhebung ist demgemäß die Erfassung der Reaktionszeiten für das jeweilige Skript.

4.1.1. Versuchspersonen

Um die Erfahrungen der Versuchspersonen (Vpn) mit dem Japanischerwerb vergleichbar zu machen, werden für diese Untersuchung nur solche TeilnehmerInnen herangezogen, die erst im Alter von 20 Jahren oder später mit dem Japanischlernen begonnen und zum Zeitpunkt der Untersuchung schon einige Zeit in Japan gelebt haben. Alle TeilnehmerInnen haben die dritte Stufe des standardisierten Japanischtests bestanden und bereiten sich auf die zweite Stufe vor. Da es sich als schwierig erwiesen hat, diese Vorgaben erfüllende Vpn zu finden, beschränkt sich die vorliegende Untersuchung auf je eine Person mit der jeweiligen Mutter-

sprache. Um dieses Manko zumindest teilweise auszugleichen und trotzdem empirisch signifikante Aussagen machen zu können, wird eine Varianzanalyse (ANOVA) mit Meßwiederholungen mit jeweils 20 Stimulusitems pro Vp durchgeführt. Trotzdem wäre es zur Verifizierung der in dieser Studie ermittelten Ergebnisse sinnvoll und wünschenswert, die Untersuchung mit einer größeren Anzahl von Vpn zu wiederholen.

Insgesamt nahmen sieben Personen mit unterschiedlichen Muttersprachen an der Versuchsreihe teil: Chinesisch (34 Jahre alt), Deutsch (34), Englisch (36), Französisch (32), und als Kontrollgruppe drei Japanerinnen (20, 25, 25).

4.1.2. Experimentelle Ausstattung

Die Untersuchung wird unter Zuhilfenahme eines Toshiba J-3100GT Plasma Display Computers durchgeführt. Eine Voicekey-Ausstattung, die die Zeitdauer von der Präsentation eines Stimulus auf dem Bildschirm bis zur Aussprache des Wortes mißt, ermöglicht es, diese Reaktionszeit genau zu bestimmen. Für die Messung wird die Uhr im Computer benutzt, deren BIOS Frequenz erlaubt, die Reaktionszeit auf Millisekunden genau zu ermitteln.

4.1.3. Stimuli

Alle nicht-japanischen TeilnehmerInnen an dieser Untersuchung haben die dritte Stufe des standardisierten Japanischtests bestanden, so daß davon ausgegangen werden kann, daß sie die beiden Kanaskripte und mindestens 300 sinojapanische Schriftzeichen (Kanji) beherrschen, 1500 Vokabeln kennen, sich in Alltagssituationen sprachlich ausdrücken und einfache Sätze lesen und schreiben können (Nakagawa, 1990, 1992). Alle Items der ersten Erhebung sind Wörter der dritten Niveaustufe des Japanischtests. Um einen Lerneffekt in bezug auf Korrektheit und Reaktionszeit zu vermeiden, wird dasselbe Wort nicht gleichzeitig im Romajiteil bzw. im Kanateil benutzt. Die 20 Items bilden 10 Paare einander in ihrem Aufbau ähnlicher Wörter; 10 Items werden in Romaji (Hepburnumschriftung) und 10 Items in Kana dargestellt. Als Grundlage der Gruppierung dient die Phonemkonstruktion der Wörter, also die Verbindungen von Langvokalen, Nasalen, und Konsonanten. Ein Beispiel für ein solches Paar ist 'しゅっちょう' (shutchô = Dienststreife) in Kana und 'shuppatsu' (Abfahrt) in Romaji. Dieses Vorgehen ist für die Reaktionszeitmessung, bei der der Anlaut entscheidend ist, von Bedeutung.

4.1.4. Untersuchungsablauf

In der Mitte des Computerbildschirms erscheint für 600 Millisekunden ein Stern als Fixierungspunkt. Danach wird sofort ein Stimulusitem präsentiert, und die Vpn sollen das Wort so schnell und so korrekt wie möglich aussprechen. Das Programm bestimmt die Reihenfolge der 20 Items nach dem Zufallsprinzip. Die Reaktionszeit beschreibt hier die Zeitdauer von der Darstellung des Wortes auf dem Bildschirm bis zum Anfang der Aussprache. Der das Experiment durchführende japanische Muttersprachler entscheidet nach jedem einzelnen Item über die Korrektheit der Aussprache, gibt das Ergebnis in den Computer ein und leitet damit zum nächsten Stimulus über. Nach der Eingabe markiert nach 600 Millisekunden wiederum der Stern den Fixierungspunkt, und nach weiteren 600 Millisekunden erscheint der nächste Stimulus. Um die Vpn mit dem Untersuchungsablauf vertraut zu machen, wird vor Beginn der Erhebung ein Übungsdurchgang mit jeweils vier Romaji- bzw. Kanaitems durchgeführt.

4.1.5. Ergebnisse

Für die Ermittlung der durchschnittlichen Reaktionszeit werden nur die Items herangezogen, die korrekt ausgesprochen worden sind, wobei auch die Antworten mit extrem langer Reaktionszeit einbezogen werden. Tabelle 1 zeigt die durchschnittliche Reaktionszeit und die Anzahl der korrekten Antworten für die jeweils 10 Kana bzw. Romajiitems. Um das Verhältnis der beiden Reaktionszeiten zueinander besser darstellen zu können, wird die durchschnittliche Reaktionszeit für die Romajiwörter durch die der Kanawörter dividiert.

Tabelle 1
Reaktionszeit und Korrektheit bei der Aussprache

		Dt.	Engl.	Frz.	Chin.	Jap.	Jap.	Jap.
Kana	Reaktionszeit	1655	2569	1666	1977	476	498	540
	Korrektheit	8	8	5	6	10	10	10
Romaji	Reaktionszeit	725	1093	1217	4141	1043	963	1435
	Korrektheit	10	8	10	4	9	8	7
Verhältnis Romaji/Kana		0.44	0.43	0.73	2.09	2.19	1.93	2.66

Hinweis: Die Reaktionszeit ist in Millisekunden angeführt; die Korrektheit beschreibt die Anzahl der richtig ausgesprochenen Wörter (max. 10); Dt. = Deutsch, Engl. = Englisch, Frz. = Französisch, Chin. = Chinesisch, Jap. = Japanisch.

Wie aus Tabelle 1 ersichtlich ist, vokalisieren die Vpn mit alphabetischen Muttersprachen die in Romaji dargestellten Wörter schneller als die Kanaitems.

Das Verhältnis der Reaktionszeiten für die Vp mit Deutsch als Muttersprache beträgt 0.44, für Englisch 0.43 und für Französisch 0.73, die Romajiwörter werden also ungefähr doppelt so schnell ausgesprochen wie die Kanawörter. Für die Vp mit Chinesisch als Muttersprache beträgt das Verhältnis jedoch 2.09 und für die Japanerinnen 2.19, 1.93 und 2.66. Diese vier letztgenannten Vpn benötigen für die Vokalisierung von Romaji also etwa doppelt so viel Zeit wie für die von Kana. Um die statistische Signifikanz dieses Ergebnisses zu untersuchen, wird für jede Vp eine Itemanalyse für die Romaji- bzw. Kanareaktionszeit durchgeführt. Hierbei werden die Zeiten der Items, die wegen inkorrekt Aussprache nicht berücksichtigt worden sind, durch die Durchschnittsreaktionszeit der korrekten Items ersetzt, um die Varianzanalyse mit Meßwiederholungen für 10 Items durchführbar zu machen. Die Itemanalyse zeigt einen signifikanten Unterschied in der Reaktionszeit für Kana- bzw. Romajiitems bei jeder der Vpn. Da für die Spracheffizienz die Bearbeitungsdauer allein aber nicht ausschlaggebend ist, muß die Korrektheit der Aussprache ebenso in Betracht gezogen werden. Bei der Vp mit der Muttersprache Deutsch ist die Anzahl der korrekten Antworten für Romaji höher als für Kana, gleichzeitig wird Romaji viel schneller vokalisiert als Kana [$F(1,9) = 51.00, p < .0001$]. Bei der englischsprachigen Vp ist die Anzahl der richtigen Antworten für Kana und Romaji gleich, aber die Reaktionszeit für die in Romaji dargestellten Wörter ist ebenfalls erheblich kürzer [$F(1,9) = 58.83, p < .0001$]. Auch die französischsprachige Vp vokalisiert Romaji schneller als Kana [$F(1,9) = 23.85, p < .001$]; dabei ist die Anzahl der korrekten Romajiantworten sogar doppelt so hoch wie die der korrekten Kanaantworten.

Für die Vp mit der nichtalphabetischen Muttersprache Chinesisch zeigt sich das entgegengesetzte Ergebnis sowohl einer korrekteren als auch einer schnelleren Verarbeitung von Kana [$F(1,9) = 30.31, p < .001$]. Für die drei Vpn der japanischsprachigen Kontrollgruppe ergeben sich sehr ähnliche Resultate in bezug auf Korrektheit und schnellere Vokalisierung von Kana [$F(1,9) = 32.84, p < .001$; $F(1,9) = 45.00, p < .0001$; $F(1,9) = 39.08, p < .0001$].

4.1.6. Zusammenfassung

Das Ergebnis der Effizienzmessung in bezug auf Geschwindigkeit und Korrektheit des phonologischen Prozesses von in Romaji bzw. in Kana dargestellten Wörtern zeigt, daß alle drei Vpn mit alphabetischen Muttersprachen die in Romaji dargestellten Wörter viel schneller vokalisieren als die Kanaitems. Dabei ist die Anzahl der korrekten Antworten in Romaji genauso hoch wie oder höher als die in Kana. Dieses Untersuchungsergebnis deutet darauf hin, daß die Kritik von Kanô (1992), Kimura (1974), und Takebe (1991), derzufolge die Verschriftlichung japanischer Wörter in Romaji zu negativer Beeinflussung durch phonologi-

sche Interferenz der Muttersprache der Lerner führe, nicht gerechtfertigt ist. Außer der Zurückweisung dieser negativen Kritik zeigt die Untersuchung desweiteren, daß in Romaji geschriebene Wörter von den Vpn mit alphabetischen Muttersprachen viel effizienter verarbeitet werden als in Kana dargestellte, so daß hier durchaus Möglichkeiten erwogen werden sollten, diesen positiven Aspekt der Romajiverschriftlichung auch didaktisch zu nutzen.

4.2. Lexikalische Beurteilung von in Romaji bzw. in Kana dargestellten japanischen Wörtern

Ziel der zweiten Erhebung ist es, die Verarbeitungseffizienz von in Kana bzw. Romaji dargestellten Wörtern in bezug auf die semantische Beurteilung auf Wortebene zu vergleichen. Die Angaben zu den Vpn und der experimentellen Ausstattung sind mit denen der ersten Erhebung identisch.

4.2.1. Stimuli

Bei der lexikalischen Bewertung ist es besonders wichtig, daß die Vpn die einzelnen als Items benutzten Wörter kennen. Für diese Erhebung werden deshalb Wörter der vierten Niveaustufe des standardisierten Japanischtests benutzt (Nakagawa, 1990). Die Items werden je nach ihrer phonetischen Struktur in zwei unterschiedliche Gruppen, und zwar in Wörter mit bzw. ohne Konsonantenverdoppelung aufgeteilt. In der Gruppe der Wörter mit Konsonantenverdoppelung kommen als weitere Schwierigkeit Wörter mit zusammengezogenen Lauten wie z.B. 'びよ' (byo) oder 'しゆ' (shu) hinzu. Für beide Gruppen werden 10 Wortpaare mit jeweils einem in Kana und einem in Romaji dargestellten Item ausgewählt. Ein Beispiel für ein Paar aus der Konsonantenverdoppelungsgruppe ist 'ざっし' (zasshi = Zeitschrift) und 'kitte' (Briefmarke); für die Gruppe ohne Konsonantenverdoppelung 'まいにち' (mainichi = jeden Tag) und 'kaimono' (Einkaufen). Zusätzlich zu den sich so ergebenden 40 realen Wörtern wurden auf der Basis der oben beschriebenen phonologischen Regeln 40 Kunstwörter gebildet.

4.2.2. Untersuchungsablauf

Wie bei der ersten Erhebung erscheint in der Mitte des Computerbildschirms für 600 Millisekunden ein Stern als Fixierungspunkt. Danach wird sofort ein Stimulusitem präsentiert, und die Vpn sollen so schnell und so korrekt wie möglich entscheiden, ob es sich dabei um ein reales japanisches Wort handelt oder nicht. Beurteilen die Vpn das Item als reales Wort, so drücken sie eine der rot markierten Tasten im rechten Bereich der Tastatur, bei der Einschätzung als Kunstwort eine der blauen Tasten im linken Bereich. Das Programm bestimmt die Reihenfolge

der 80 Items nach dem Zufallsprinzip. Die Reaktionszeit beschreibt in dieser Erhebung die Zeitdauer von der Darstellung des Wortes auf dem Bildschirm bis zum Tastendruck. Nach der Eingabe erscheint nach 600 Millisekunden wiederum der Stern als Fixierungspunkt, und nach weiteren 600 Millisekunden dann der nächste Stimulus. Wie auch bei der ersten Erhebung wird vor Beginn des Experiments ein Übungsdurchgang, diesmal mit jeweils acht Romaji- bzw. Kanaitems durchgeführt.

4.2.3. Ergebnisse

Für die Ermittlung der durchschnittlichen Reaktionszeit werden nur die Items herangezogen, die korrekt als reale japanische Wörter identifiziert worden sind. Tabelle 2 zeigt die durchschnittliche Reaktionszeit und die Anzahl der korrekten Antworten für beide Gruppen mit jeweils 10 Kana bzw. Romajiitems. Wie in der ersten Untersuchung wurde die durchschnittliche Romajireaktionszeit durch die durchschnittliche Kanareaktionszeit dividiert.

Tabelle 2
Reaktionszeit und Korrektheit bei der lexikalischen Bewertung

		Dt.	Engl.	Frz.	Chin.	Jap.	Jap.	Jap.
Wörter ohne Konsonantenverdoppelung								
Kana	Reaktionszeit	1610	2399	2417	4557	503	625	649
	Korrektheit	9	10	10	9	10	10	10
Romaji	Reaktionszeit	683	1047	1557	7188	975	1039	1265
	Korrektheit	10	10	10	8	9	9	10
Wörter mit Konsonantenverdoppelung								
Kana	Reaktionszeit	1907	2795	2294	4955	523	658	619
	Korrektheit	7	9	9	9	9	9	9
Romaji	Reaktionszeit	787	1097	1265	7907	1078	1157	1398
	Korrektheit	10	10	10	7	9	8	9
Verhältnis Romaji/Kana		0.42	0.41	0.60	1.59	2.00	1.71	2.10

Hinweis: Die Reaktionszeit ist in Millisekunden angeführt; die Korrektheit beschreibt die Anzahl der richtig als existierend eingeschätzten Wörter (max. 10); Dt. = Deutsch, Engl. = Englisch, Frz. = Französisch, Chin. = Chinesisch, Jap. = Japanisch.

Die in Tabelle 2 dargestellten Daten zur lexikalischen Bewertung bestätigen den Trend der Ergebnisse der ersten Erhebung. Auch in der vorliegenden Untersuchung werden die Romajiitems von den Vpn mit alphabetischer Muttersprachen etwa doppelt so schnell verarbeitet wie die Kanaitems. Für die Vp mit Chinesisch als Muttersprache und für die drei japanischen Kontrollpersonen ergibt sich wie in der ersten Erhebung ein umgekehrtes Verhältnis von etwa doppelt so langer Verarbeitungszeit für die Romajiitems. Die auch in dieser Erhebung durchgeführte Itemanalyse, für die die Zeiten der wegen inkorrekt lexikalischer Entscheidung nicht berücksichtigten Items durch die Durchschnittsreaktionszeit der korrekten Items ersetzt werden, zeigt für jede der Vpn einen signifikanten Unterschied in den Reaktionszeiten für Kana bzw. Romaji. Überraschenderweise gibt es keine Differenz zwischen den Ergebnissen der beiden Wortgruppen. Desweiteren besteht bei keiner der Vpn eine Interaktion zwischen den Variablen 'Verschriftlichungstyp' und 'Lautkonstruktion der Wörter', woraus die Schlußfolgerung gezogen werden kann, daß der phonologische Wortaufbau keinen Einfluß auf die Verarbeitungsgeschwindigkeit bei der lexikalischen Entscheidung hat.

Auch in bezug auf die Korrektheit der lexikalischen Bewertung spiegeln die Ergebnisse den Trend der ersten Erhebung wider. Die Person mit der Muttersprache Deutsch macht vier Kana-, aber keinen Romajifehler; dabei ist die Reaktionszeit für die in Romaji dargestellten Wörter erheblich kürzer [$F(1,9) = 161.56, p < .0001$]. Die englischsprachige Vp macht nur einen Kana- und keinen Romajifehler, wobei die Verarbeitung von Romaji ebenfalls viel schneller als die von Kana ist [$F(1,9) = 53.89, p < .0001$]. Auch für die französischsprachige Vp ergeben sich ein Kana- und null Romajifehler, und auch hier ist die Romaji-Reaktionszeit kürzer als die für Kana [$F(1,9) = 13.19, p < .01$].

Für die Vp mit der nichtalphabetischen Muttersprache Chinesisch wiederholt sich die entgegengesetzte Tendenz. Bei zwei Kana- und fünf Romajifehlern ist die lexikalische Beurteilung der Kanaitems schneller als die von Romaji [$F(1,9) = 11.45, p < .01$]. Bei den drei Vpn der japanischsprachigen Kontrollgruppe zeigen sich ähnliche Ergebnisse in bezug auf Korrektheit und schnellere Verarbeitung von Kana [$F(1,9) = 57.00, p < .0001$; $F(1,9) = 42.17, p < .0001$; $F(1,9) = 101.94, p < .0001$].

4.2.4. Zusammenfassung

Die Ergebnisse des Vergleichs der semantischen Verarbeitungsprozesse von durch Kana bzw. Romaji verschriftlichten Wörtern zeigen, daß die Vpn mit alphabetischer Muttersprache die in Romaji dargestellten Wörter viel schneller beurteilen können als die Kanaitems. Dabei ist die Anzahl der korrekten Antworten

in Romaji höher als in Kana. Dieses Ergebnis stützt die Feststellung der ersten Erhebung, daß in Romaji dargestelltes Japanisch von Lernern alphabetischer Muttersprachen effizienter verarbeitet wird als Kana. Auch in dieser Untersuchung läßt sich kein empirischer Beleg für die Behauptung finden, daß sich die Verschriftlichung des Japanischen durch Romaji negativ auf den Sprachverarbeitungsprozeß auswirke. Vielmehr legen die Ergebnisse der zweiten Erhebung aufgrund der festgestellten größeren lexikalischen Beurteilungseffizienz ebenfalls nahe, den Einsatz von Romaji in bestimmten Phasen des Unterrichts mit Lernern alphabetischer Muttersprachen in Erwägung zu ziehen.

4.3. Lautes Lesen und Inhaltsverständnis eines Textes

An jedem Leseprozeß sind zwei grundlegende Formen der Textverarbeitung beteiligt, zum einen die datengesteuerte Verarbeitung (*bottom-up processing*), die zwecks Bedeutungsdefinition die Grapheme eines Wortes decodiert, und zum anderen die konzeptgesteuerte Verarbeitung (*top-down processing*), bei der der semantische Gesamtzusammenhang zumindest teilweise vom Allgemeinwissen her antizipiert wird. Beide Vorgänge interagieren beim Lesen miteinander (Lutjeharms, 1994; Stanovich, 1980; Stanovich & West, 1979 und 1981; Tamaoka & Takahashi, 1994), wobei das Verhältnis der beiden Verarbeitungsprozesse innerhalb dieser Interaktion in Abhängigkeit von semantischer Dichte und struktureller Komplexität des jeweiligen Textes variiert. Die ersten beiden Erhebungen dieser Untersuchung beziehen sich auf die datengesteuerte Sprachverarbeitung auf Wortebene. Da aber die prozeßgesteuerte Verarbeitung für den Lesevorgang ebenso wichtig ist, muß die Verarbeitungseffizienz von Kana bzw. Romaji auch auf Textebene verglichen werden. Bei dieser dritten Erhebung sind die Angaben zu den Vpn mit denen der ersten Erhebung identisch.

4.3.1. Stimuli

Die beiden für die Erhebung ausgewählten Texte entsprechen dem Niveau der vierten Stufe des standardisierten Japanischtests und haben etwa den gleichen Schwierigkeitsgrad. Bei dem in Romaji dargestellten Text werden die Wörter durch Leertaste voneinander getrennt, was bei der Schreibung mit japanischen Zeichen normalerweise nicht üblich ist. Da aufgrund dieser Worttrennung erwartet werden kann, daß der Romajitext leichter zu verarbeiten ist als der Kanatext, werden für dieses Experiment im Kanatext ebenfalls Worttrennungen vorgenommen. Desweiteren enthält der Kanatext einige wenige einfache sinojapanische Schriftzeichen, was den Lesefluß etwas erleichtert. Der in Romaji dargestellte Text besteht aus 544 Morae, der Kanatext aus 560 Morae, womit der letztere 16

Morae länger ist, was bei der Messung der benötigten Lesezeit insofern berücksichtigt wird, als die Lesezeit des Kanatextes mit 0.9714 multipliziert wird.

4.3.2. Untersuchungsablauf

Die Vpn werden gebeten, zunächst den Romajitext laut vorzulesen, wobei die benötigte Lesezeit mit einer Stoppuhr gemessen wird. Vor dem Lesen werden die Vpn darüber informiert, daß sie nach dem Lesen inhaltliche Fragen zum Text beantworten sollen. Der Fokus der Leseaufmerksamkeit richtet sich damit auf den inhaltlichen Zusammenhang, wodurch die Konzentration möglicherweise von der richtigen Aussprache abgelenkt wird. Existierende phonologische Interferenzen können als Ergebnis dieser Aufmerksamkeitsverlagerung klarer zum Ausdruck kommen. Sind die Interferenzen durch die Übertragung phonologischer Gesetzesmäßigkeiten der Muttersprache motiviert, so müßten sie bei beiden Texten vorkommen; ist die Verschriftlichung durch Romaji jedoch der Anlaß für die Interferenzen, so werden sie beim Lesen des Romajitexts gehäuft auftreten. Um die Anzahl der falsch ausgesprochenen Wörter ermitteln zu können, wird das Lesen des Textes auf Kassette aufgenommen und später von dem das Experiment durchführenden japanischen Muttersprachler ausgewertet. Nach dem Vorlesen werden den Vpn 10 Fragen zum Inhalt vorgelegt, für deren Beantwortung ihnen zwar unbegrenzt Zeit, der Text selber aber nicht mehr zur Verfügung steht. Bei den Fragen handelt es sich um Multiple-choice-Fragen, bei denen jeweils aus vier vorgegebenen Antworten eine auszuwählen ist. Im Anschluß daran wiederholt sich das gesamte Verfahren mit dem in Kana dargestellten Text.

4.3.3. Ergebnisse

Tabelle 3 zeigt die benötigte Lesezeit, die Anzahl der richtig beantworteten Inhaltsfragen und die Zahl der falsch ausgesprochenen Wörter für beide Texte. Wie bereits in den ersten beiden Erhebungen zeigen sich auch hier große Unterschiede bei der Verarbeitung des Romaji- bzw. des Kanatexts.

Tabelle 3
Lesezeit, Inhaltsverständnis und Aussprachefehler

		Dt.	Engl.	Frz.	Chin.	Jap.	Jap.	Jap.
Kana	Lesezeit	3'02"	4'14"	4'11"	3'52"	1'13"	1'27"	1'21"
	Inhalt	9	8	6	9	9	8	7
	Fehler	6	5	17	8	0	1	1
Romaji	Lesezeit	1'45"	2'19"	2'50"	–	2'37"	2'59"	3'08"
	Inhalt	10	8	7	–	6	8	8
	Fehler	4	4	10	–	1	6	5
Verhältnis Romaji/Kana		0.58	0.55	0.68	–	2.15	2.06	2.32

Hinweis: Die Lesezeit ist in Minuten und Sekunden angeführt; das Inhaltsverständnis beschreibt die Anzahl der richtig beantworteten Fragen (max. 10); die Anzahl der Fehler bezieht sich auf die falsch ausgesprochenen Wörter im Gesamttext; Dt. = Deutsch, Engl. = Englisch, Frz. = Französisch, Chin. = Chinesisch, Jap. = Japanisch.

Von den Vpn mit alphabetischen Muttersprachen wird der in Romaji dargestellte Text viel schneller gelesen als der Kanatext. Das semantische Verständnis des Romajitextes ist dabei entweder genauso gut wie oder besser als das des Kanatextes. Die Vp mit der Muttersprache Deutsch beantwortet alle zehn Fragen zum Romajitext (Lesezeit 1'45") richtig, verglichen mit neun richtigen Antworten beim Kanatext (3'02"). Die englischsprachige Vp erzielt bei den Verständnisfragen zu beiden Texten jeweils acht richtige Antworten, die Lesezeit für Romaji beträgt 2'19" und die für Kana 4'14". Die Vp mit der Muttersprache Französisch hat beim Romajitextverständnis eine richtige Antwort mehr als beim Kanatext, dabei ist der Unterschied in der Lesezeit etwas weniger stark ausgeprägt (Romaji 2'50", Kana 4'11"). Von allen drei Vpn mit alphabetischen Muttersprachen wird der Romajitext also bei gleichem oder besserem Inhaltsverständnis fast doppelt so schnell gelesen wie der Kanatext. Das Verhältnis der Lesezeiten zueinander beträgt für Deutsch 0.58, für Englisch 0.55 und für Französisch 0.68.

Bei der japanischen Kontrollgruppe werden bei dem Kanatext im Durchschnitt acht der Inhaltsfragen richtig beantwortet. Die durchschnittliche Lesezeit beträgt 1'20". Bei den Verständnisfragen zum Romajitext beträgt die durchschnittliche Anzahl der richtigen Antworten sieben und die Lesezeit ist mit durchschnittlich 2'55" etwa doppelt so lang wie die des Kanatextes (Lesezeitenverhältnis 2.18).

Der Vp mit Chinesisch als Muttersprache war es nicht möglich, den Romajitext zu lesen, weshalb hier keine Daten zur Verfügung stehen. Bei den Verständnisfragen zu dem in 3'52" gelesenen Kanatext beantwortet diese Vp neun Fragen richtig. Aufgrund dieses Ergebnisses kann davon ausgegangen werden, daß das Nichtlesenkönnen des Romajitextes nicht in mangelnden Japanischkenntnissen be-

gründet ist. Die Ursache ist vielmehr darin zu suchen, daß die betreffende Person zum einen mit dem Gebrauch des Alphabets generell nicht sehr vertraut ist, und zum anderen an die von Romaji etwas abweichende Lautrepräsentation des Pinyin, der in China verwendeten alphabetischen Verschriftlichung des Chinesischen, gewöhnt ist.

Schließlich wird die Korrektheit der Aussprache der beiden Texte unter Zuhilfenahme der Tonbandaufnahmen verglichen. Wie Tabelle 3 zeigt, ist die Anzahl der gemachten Aussprachefehler bei den Vpn mit alphabetischen Muttersprachen bei dem Kanatext höher als bei dem Romajitext. Für die japanischsprachige Kontrollgruppe zeigt sich wiederum das umgekehrte Ergebnis einer höheren Anzahl von Aussprachefehlern im Romajitext.

Eine qualitative Ausspracheanalyse des Romajitextes bringt hier weitere interessante Ergebnisse. Die englischsprachige Vp z.B. spricht 'you' korrekt als [jo:], und nicht wie das englische 'you' als [ju:] aus. Von der Vp mit deutscher Muttersprache wird 'onaji' richtig als [onadzɪ] und nicht wie den Regeln der deutschen Schriftbildinterpretation folgend als [onaji] realisiert. Die Vp mit der Muttersprache Französisch schließlich hat keinerlei Ausspracheprobleme mit dem /h/ in 'hajime'. Diese Ergebnisse beweisen deutlich, daß die Behauptung Kanô (1992) und Takebes (1991), die unterschiedliche phonemische Repräsentation von alphabetischer Muttersprache bzw. Romaji verursache zwangsläufig phonologische Interferenzen bei der Aussprache des Japanischen, nicht haltbar ist.

4.3.4. Zusammenfassung

Wie bereits für Vokalisierung und lexikalische Entscheidung auf Wortebene festgestellt, verarbeiten die Vpn mit alphabetischen Muttersprachen auch in Romaji dargestellte japanische Texte fast doppelt so schnell wie Kanatexte. Dabei weist die Aussprache bei den Romajitexten weniger Fehler auf, und auch das inhaltliche Textverständnis ist bei den in Romaji dargestellten Texten gleich bzw. besser als bei den Kanatexten. Man kann also schlußfolgern, daß bei Japanischlernern mit alphabetischen Muttersprachen die Tendenz besteht, in Romaji dargestelltes Japanisch schneller und korrekter zu verarbeiten als in Kana dargestelltes. Angesichts dieser Ergebnisse kann vom Standpunkt der kognitiven Sprachverarbeitung aus die negative Kritik am Gebrauch von Romaji zur Verschriftlichung des Japanischen für Lerner alphabetischer Muttersprachen nicht aufrecht erhalten werden.

5. Diskussion der Ergebnisse

In diesem abschließenden Kapitel geht es zunächst um eine Bewertung der Ausgangsproblemstellung, nämlich inwieweit die bisherige Kritik am Gebrauch von Romaji zur Verschriftlichung des Japanischen in Anbetracht der Ergebnisse der vorliegenden empirischen Untersuchung bestehen kann. Der zweite Aspekt der Diskussion beschäftigt sich mit der im Zusammenhang mit den Untersuchungsergebnissen wichtigen Frage, warum Lerner mit alphabetischer Muttersprache in Romaji dargestelltes Japanisch effizienter verarbeiten können als Kana. Nicht nur auf das Romaji-Skript bezogen wird schließlich verallgemeinernd die Frage diskutiert, unter welchen Bedingungen Lerner Verarbeitungsmechanismen ihrer Muttersprache beim Erwerb einer Fremdsprache transferieren können.

5.1. Neueinschätzung der Kritik am Gebrauch von Romaji im Japanischunterricht mit Lernern alphabetischer Muttersprachen

Die im dritten Abschnitt dieser Arbeit ausführlich dargestellte Kritik am Gebrauch von Romaji im Japanischunterricht sollte unter zwei Gesichtspunkten erneut betrachtet werden. Der erste Aspekt ist die Klärung der Frage nach dem kausalen Bezug zwischen der Art der Verschriftlichung und der Aussprache. Wenn, wie von den Kritikern behauptet, die Romajiverschriftlichung als Auslöser für eine phonologische Interferenz der Muttersprache verantwortlich ist, müßte sich dies in den Experimenten zur sprachlichen Verarbeitung von Romaji bzw. Kana zeigen. Die erste Erhebung der vorliegenden Untersuchung, bei der einzelne, sowohl in Romaji als auch in Kana dargestellte Wörter ausgesprochen werden mußten, gibt keinen Hinweis auf eine solche Interferenz, da beide Verschriftlichungsarten phonologisch etwa gleich korrekt verarbeitet werden. Bei der dritten Erhebung, bei der es um das Lesen eines Textes ging, weisen die Ergebnisse sogar eher die Tendenz einer phonologisch korrekteren Verarbeitung des Romaji-Skripts auf. Es kann also davon ausgegangen werden, daß eine durch die Verwendung des Romaji-Skripts begründete phonologische Interferenz der alphabetischen Muttersprache, wie sie von Japan Foundation (1988), Kanô (1992), Kimura (1974) und Takebe (1991) konstatiert wird, nicht generell existiert.

Der zweite Aspekt bezieht sich auf die Erforschung der Verarbeitungseffizienz von Romaji bzw. Kana, die bei den Gegnern des Gebrauchs von Romaji gänzlich fehlt. Besonders erstaunlich ist es, daß die Kritik an der Verwendung von Romaji ohne empirische Untersuchung der Frage, welche Vor- bzw. Nachteile der Gebrauch von Romaji bei Japanischlernern alphabetischer Muttersprachen haben könnte, entwickelt worden ist. Auf eben diese Frage nach der Verarbeitungseffi-

zienz von in Romaji dargestellten japanischen Wörtern und Texten geben die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung Antwort.

Die erste Erhebung zeigt, daß Romajiwörter etwa doppelt so schnell ausgesprochen werden wie Kanawörter. Das gleiche Ergebnis einer doppelt so schnellen Verarbeitung trifft auf die Aufgabe der lexikalischen Bewertung in der zweiten Erhebung zu. Auch in der dritten Erhebung wird der Romajitext etwa doppelt so schnell gelesen wie der Kanatext. Dabei ist die Romajiverarbeitung in allen drei Experimenten gleich oder korrekter als die Kanaverarbeitung, weshalb in bezug auf alle drei Vpn mit alphabetischer Muttersprache gesagt werden kann, daß die Verarbeitung von Romaji generell effizienter ist als die von Kana. Diese positiven Ergebnisse widersprechen den von Kanô (1992), Kimura (1974), Takebe (1991), u.a. angeführten Argumenten gegen den Einsatz von Romaji im Unterricht und indizieren eher vorteilhafte Auswirkungen des Gebrauchs von Romaji in bestimmten Phasen des Unterrichts mit Lernern alphabetischer Muttersprachen.

5.2. Sprachpsychologische Erklärungen für die effektivere Verarbeitung von in Romaji dargestelltem Japanisch durch Lerner mit alphabetischen Muttersprachen

Alle JapanischlernerInnen, die an dieser Studie teilgenommen haben, leben bereits seit einigen Jahren in Japan, so daß sie sich zu einem gewissen Grad an das Erscheinungsbild der japanischen Schrift gewöhnt haben. Im Gegensatz dazu wird Romaji in Japan außer bei Eigennamen zu Werbezwecken nur äußerst selten verwendet. Es scheint daher zunächst unwahrscheinlich, daß Lerner in Romaji dargestelltes Japanisch orthographisch so verarbeiten können, daß sie die Bedeutung von der visuellen Erscheinung her holistisch decodieren. Aus den Ergebnissen der ersten Erhebung der vorliegenden Untersuchung geht jedoch hervor, daß bei den Vpn mit alphabetischer Muttersprache die Aussprache von Romaji effizienter ist als die von Kana. Dies ist darauf zurückzuführen, daß hier der der Muttersprache inhärente Transfermechanismus von Graphem zu Phonem für die Aussprache von Romaji eingesetzt wird. Die Ursache für die schnellere lexikalische Beurteilung von Romaji in der zweiten Erhebung ist in der effektiveren Durchführung der phonologischen Graphem-Morphem-Übertragung und damit schnelleren Aktivierung der entsprechenden Wörter im Lexikon begründet. Das dritte Experiment zeigt schließlich, daß dieser phonologische Mechanismus nicht nur auf die Wortebene beschränkt ist, sondern auf Textebene ebenfalls wirksam wird. Der Graphem-Morphem-Transfer ist damit also nicht auf die Verarbeitung der Muttersprache begrenzt, sondern kann als unabhängiger Mechanismus auf alle Sprachen, die auf die gleiche Art verschriftlicht werden, übertragen und damit als spracherwerbsförderndes Instrument eingesetzt werden.

5.3. Bedingungen, unter denen Lerner beim Fremdsprachenerwerb Verarbeitungsmechanismen ihrer Muttersprache transferieren können

Das aus der vorliegenden Untersuchung abgeleitete Prinzip des Transfers effizienter Verarbeitungsmechanismen von der Muttersprache auf die Zielsprache bei gleicher Verschriftlichungsart wird im folgenden unter Bezugnahme auf weitere Untersuchungen gestützt. Djojomiardjo, Koda & Moates (1994) vergleichen die Geschwindigkeit der lexikalischen Entscheidung bei Englischlernern mit chinesischer bzw. indonesischer Muttersprache und etwa gleich guten Englischkenntnissen. Dieser Untersuchung zufolge verarbeiten die indonesischen Muttersprachler englische Wörter ungeachtet ihrer Frequenz oder Lautbeschaffenheit durchschnittlich etwa eine Sekunde schneller als die chinesischsprachigen Vpn. Die indonesischsprachigen Lerner aktivieren also offensichtlich bei der Bewertung englischer Wörter die phonologischen Graphem-Phonem-Entsprechungen ihrer alphabetischen Muttersprache.

Wie aber sieht diese Übertragung aus, wenn das Skript der Muttersprache und der Zielsprache zwar gleich ist, aber nicht wie das Alphabet die Lautebene beschreibt, sondern die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten, die Morpheme? Dies ist bei den chinesischen Schriftzeichen, den Kanji, der Fall. Während das Chinesische ausschließlich durch Kanji dargestellt wird, werden die Kanji im Japanischen in nur leicht abgeänderter Form und Bedeutung in Verbindung mit den beiden Kana-Moraschriften gemeinsam verwendet. Tamaoka (1994) untersucht die Geschwindigkeit der lexikalischen Bewertung bei chinesisch- bzw. englischsprachigen Japanischlernern mit vergleichbaren Japanischkenntnissen. Die Stimuli sind hier zusammengesetzte japanische Wörter, von denen jeweils die Hälfte in Kanji und in Kana dargestellt ist. Dieser Untersuchung zufolge beurteilen die chinesischsprachigen Vpn die Kanjiwörter korrekter und durchschnittlich etwa 800 Millisekunden schneller als die Lerner mit englischer Muttersprache. Vergleicht man desweiteren die Verarbeitungsgeschwindigkeiten von Kanji und Kana innerhalb der jeweiligen Sprachgruppe, so werden die Kanjiwörter von den chinesischsprachigen Vpn durchschnittlich etwa 1100 Millisekunden, von den englischen Muttersprachlern jedoch nur etwa 200 Millisekunden schneller beurteilt als die in Kana dargestellten Items. Dieses unterschiedliche Ergebnis kann damit erklärt werden, daß die Verschriftlichung durch Kanji den chinesischsprachigen Lernern ermöglicht, ihre muttersprachliche Kanjierfahrung dazu zu benutzen, die Bedeutung der in Kanji dargestellten japanischen Wörter zu antizipieren.

In den alphabetischen Sprachen beschreibt die Orthographie die Phoneme, was ebenfalls auf Romaji als Verschriftlichung des Japanischen zutrifft. Desgleichen stellt das Kana-Skript die Lautebene des Japanischen auf der Basis der Morae

dar. Bei der Verarbeitung von Kana ist nun weder bei chinesischnoch bei englischsprachigen Japanischlernern die Bedingung einer Übertragung von Verarbeitungsmechanismen aus der Muttersprache durch die Verwendung des gleichen Skripts gegeben. In diesem Fall kann also angenommen werden, daß die Geschwindigkeit der lexikalischen Bewertung von Kanawörtern bei gleichem Sprachkenntnisstand für beide Gruppen etwa gleich sein müßte. Die oben angeführte Untersuchung von Tamaoka (1994) zeigt tatsächlich, daß sowohl chinesischnoch als auch englischsprachige Vpn die in Kana dargestellten japanischen Wörter etwa gleich schnell beurteilen. Im Gegensatz zu den Ergebnissen bei der Bewertung der Kanjiitems ergibt sich bei den Kanawörtern für die englischen Muttersprachler jedoch ein höherer Grad an Korrektheit als für die chinesischsprachigen Vpn. Dieses Resultat ist so zu erklären, daß die englischsprachige Lernergruppe sich wegen mangelnder Kanjigeläufigkeit stärker auf die phonologisch motivierte Verarbeitung des Japanischen konzentriert. Die chinesischsprachigen Lerner hingegen gehen aufgrund ihrer Kanjikenntnis eher semantisch vor und widmen so den phonologischen Aspekten des Japanischen weniger große Aufmerksamkeit. Der Transfer der effizienten Verarbeitungsmechanismen aus der Muttersprache betrifft also nicht nur die Geschwindigkeit und die Korrektheit der Sprachverarbeitung, sondern auch die Verarbeitungsstrategien, wie die semantische Strategie für die chinesischsprachigen Vpn und die phonologische Orientierung bei den Lernern mit englischer Muttersprache. Die Verschriftlichungsart der Muttersprache sollte also beim Fremdsprachenlernen immer in Betracht gezogen werden, denn sie beeinflusst Verarbeitungseffizienz und -strategien in der Zielsprache und kann deshalb für den Spracherwerbsprozeß nutzbar gemacht werden.

Eingang des revidierten Manuskripts: 17.01.1995

Literaturverzeichnis

- Amanuma, Yasushi. (1989). Romaji no tsuzuri kata [Das Schreiben von Romaji]. In Yoshiaki Takebe (Hrsg.), *Nihongo no moji hyō-ki* [Buchstaben und Skript des Japanischen] (S. 311-338). Tokyo: Meiji Shoin.
- Djojomiardjo, Muljani, Koda, Keiko, & Moates, Danny R. (1994). Development of L2 word recognition. In Quicheng Jing, Houcan Zhang & Danling Peng (Hrsg.), *Information processing of Chinese language*. Peking: Beijing Normal University Publishing Corp.
- Hayashi, Yoneko. (1963). Chūgokugo to nihongo kyōiku [Didaktik des Chinesischen und des Japanischen]. *Nihongo kyōiku* [Didaktik des Japanischen], 2, 21-26.
- Japan Foundation (Kokusai Kōryū Kikin). (1988). *Kyōshiyō nihongo kyōiku handobukku 7 Kyōju hō nyūmon* [Handbuch der Didaktik des Japanischen für Lehrer 7: Einführung in die Methodik des Unterrichts]. Tokyo: Bonjinsha.
- Jean, Georges. (1987). *L'écriture: Mémoire des hommes*. Paris: Gallimard

- Kanô, Chieko. (1992). Keesu 10 hyôki [Fall 10: Skript]. In Toshio Okazaki, Yoshikazu Kawaguchi, Izumi Saita & Hiromi Hata (Hrsg.), *Keesu sutadai nihongo kyôiku* [Fallstudie Didaktik des Japanischen] (S. 74-87). Tokyo: Ôfûsha.
- Kimura, Muneo. (1974). Nihongo kyôju hô no kihon mondai – moji kyôiku [Grundsätzliche Probleme der Methodik des Japanischen – Skript]. *Kôza nihongo kyôiku* [Vorlesungen zur Didaktik des Japanischen], Institut für Spracherziehung an der Waseda Universität, 10, 82-93.
- Lutjeharms, Madeline. (1994). Lesen in der Fremdsprache: Zum Leseprozeß und zum Einsatz der Lesefertigkeit im Fremdsprachenunterricht. *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung*, 5(2), 36-77.
- Nakagawa, Yoshio. (1990). *Nihongo nôryoku shiken taisaku yô 4 kyû mondai shû* [Vorbereitungsübungsbuch für die 4. Stufe des Japanischtests]. Tokyo: Bonjinsha.
- Nakagawa, Yoshio. (1992). *Nihongo nôryoku shiken taisaku yô 3 kyû mondai shû* [Vorbereitungsübungsbuch für die 3. Stufe des Japanischtests]. Tokyo: Bonjinsha.
- Nishihata, Chikako. (1993). Heisa jizoku jikan wo hensû to shita nihongo sokuon no chikaku no kenkyû – nihongo bogo washa to chûgokugo bogo washa no hikaku [Untersuchung zur Bewußtheit bei der Aussprache der japanischen Konsonantenverdoppelung – Vergleich chinesischer mit japanischen Muttersprachlern]. *Nihongo kyôiku* [Didaktik des Japanischen], 81, 128-140.
- Ramsey, Robert S. (1987). *The language of China*. Princeton: Princeton University Press.
- Stanovich, Keith E. (1980). Toward an interactive-compensatory model of individual differences in the development of reading fluency. *Reading Research Quarterly*, 16, 32-71.
- Stanovich, Keith E. & West, Richard F. (1979). Mechanisms of the sentence context effects in reading: Automatic activation and conscious attention. *Memory & Cognition*, 7, 77-85.
- Stanovich, Keith E. & West, Richard F. (1981). The effect of sentence context on ongoing word recognition: Tests of a two-process theory. *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance*, 7, 458-472.
- Sugiyama, Tarô. (1985). Nihongo no hatsuon – chûgokugo no hatsuon no gakushû kara [Die Aussprache des Japanischen – ausgehend von der Aussprache des Chinesischen]. *Nihongo kyôiku* [Didaktik des Japanischen], 55, 97-110.
- Takebe, Yoshiaki. (1991). *Moji hyôki to nihongo kyôiku* [Skript und Didaktik des Japanischen]. Tokyo: Bonjinsha
- Tamaoka, Katsuo. (1991). Psycholinguistic nature of the Japanese language. *Studies in Language and Literature, Universität Matsuyama*, 11(1), 49-82.
- Tamaoka, Katsuo. (1993). Weniger lese- und rechtschreibschwache Kinder im Land der aufgehenden Sonne? Zum Mythos der japanischen Schrift. In Heiko Balhorn & Hans Brügelmann (Hrsg.), *Bedeutungen erfinden – im Kopf, mit Schrift und miteinander* (S. 123-132). Hamburg: Faude.
- Tamaoka, Katsuo. (1994). *Kana to Kanji ni yoru goi shori no mekanizumu – nihongo gaku-shûsha no gakushû reki to gengo haikai ni yoru eikyô* [Wortverarbeitungsmechanismen von Kana und Kanji – Auswirkungen von Ausbildungsgeschichte und Muttersprache]. Matsuyama: Matsuyama Daigaku Sôgô Kenkyû Sho Shohô.
- Tamaoka, Katsuo & Takahashi, Toshiaki (1994). Understanding humor from another culture: Comprehension of parental brain twisters by Japanese university students learning English as a second language. *Psychologia*, 37, 150-157.

Informationen und Zuschriften

Informationen über die Deutsche Gesellschaft für Fremdsprachenforschung (DGFF)

Die „Deutsche Gesellschaft für Fremdsprachenforschung (DGFF)“ setzt sich die Aufgabe, Forschungen zum Lehren und Lernen fremder Sprachen (unter Einschluß des Deutschen als Fremdsprache), zum Erwerb und Gebrauch von Zweitsprachen (wiederum unter Einschluß des Deutschen) sowie zum Verstehen von fremden Kulturen, aus denen diese Fremd- und Zweitsprachen kommen, zu fördern. Sie will Forschungsaktivitäten auch auf internationaler Ebene unterstützen und sich für die wissenschaftlich begründete Fortentwicklung des Lehrens und Lernens fremder Sprachen sowie von Zweitsprachen in Hochschulen, Schulen und anderen Bildungseinrichtungen einsetzen. Sie verwendet sich für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und für die Sicherung der institutionellen Bedingungen an Universitäten und Hochschulen, die zur Erreichung der genannten Aufgaben notwendig erscheinen.

Die „Deutsche Gesellschaft für Fremdsprachenforschung (DGFF)“ wurde am 18. Februar 1989 gegründet und trat während des Fremdsprachendidaktiker-Kongresses 1989 in Hamburg mit einer Forumdiskussion zum ersten Mal an die Öffentlichkeit. 1991 und 1993 hat die DGFF die Fremdsprachendidaktiker-Kongresse in Essen bzw. in Gießen ausgerichtet. Der nächste Kongreß findet 1995 in Halle statt.

Die DGFF vertritt die Meinung, daß das Lehren und Lernen fremder Sprachen zunehmend an praktischer und politischer Bedeutung gewinnt, weil Fremdsprachenunterricht sich in den letzten Jahrzehnten weit über das hinaus ausgedehnt hat, was an den Hochschulen und Schulen der Bundesrepublik üblich war. Zudem geht die DGFF davon aus, daß mit der Gründung eines gemeinsamen Marktes in Europa der Bedarf an Fremdsprachenkenntnissen in Deutschland und Europa weiter zunimmt. Dem muß durch Verstärkung der Fremdsprachenforschung und Fremdsprachendidaktik Rechnung getragen werden. Mit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten hat sich ein weiteres Aufgabenfeld ergeben. Es eröffnen sich neue Chancen der Kooperation und der gemeinsamen Förderung bisher getrennt betriebener Forschung im Bereich des Lehrens und Lernens von Fremdsprachen. Für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der alten Bundesrepublik bedeutet dies auch, daß der bisher vorwiegend auf Westeuropa fixierte Blick sich nunmehr auch auf Osteuropa richten muß.

Der Vorstand der „Deutschen Gesellschaft für Fremdsprachenforschung (DGFF)“ setzt sich zur Zeit folgendermaßen zusammen:

1. Vorsitzender:	Wolfgang Zydati (Berlin)
2. Vorsitzender:	Helmut J. Vollmer (Osnabrück)
Schatzmeister:	Michael Wendt (Berlin)
Redaktion ZFF	Rupprecht S. Baur (Essen)
Vertreter des nächsten Tagungsortes:	Norbert Lademann (Halle-Wittenberg)